

„Stern der Neger“



Katholische Missions-Zeitschrift
 der Söhne des heiligsten Herzens Jesu
 Organ des Marien-Vereines für Afrika und
 des Theologen-Missions-Verbandes Österreichs

Erscheint monatlich einmal und kostet jährlich mit Post 2 K — 2 Mk. — 3 Franken

Redaktion und Administration: Millionenhaus Milland bei Brixen, Tirol.

Inhaltsverzeichnis:

Die Aufgabe der Kirche und das Apostolat 161. Die Mission unter den Nuba-Negern 165. — Das Tagewerk eines Missionärs 180. — Auch er starb für den Kaiser 186. — Nachrichten des Theologen-Missions-Verbandes Oesterreichs 188.



Abbildungen: Kasr-el-Mil Brücke 164. — Kasr-el-Mil-Brücke, für die Durchfahrt von Schiffen geöffnet 165. — Die Station Dilling von Süden gesehen 167. — Dorf der Nuba-Neger 169. — Arabisches Café 171. — Türkisches Café 173. — Aegyptische Kamelreiter 175. — Arabisches Haus 181. Straße in Kairo 187.

Sabenverzeichnis vom 31. Mai bis 31. Juli 1917.

In Kronen.

Opferstod: Afers, Pf. J. 19:50; Brixen, Th. M. B. 20.—, f. b. Ordin. 1000.—; Buchkirchen, L. 3.—; Blumau, M. S. 7.—; Birchabruck, E. G. 2.—; Bozen, A. L. 50.—; Braunau, J. W. 5.—; Cam-pill, v. Mehr. 265.—; Deutschgöhl, A. K. 2.—; Dachau, J. W. 27.—; Feldpost, v. Mehr. 67:50; Flawling, J. K. 10.—; Graun, Koop. K. 50.—; Göhl, A. A. 20.—; Hochkreischam, J. M. 113:15; Heiligen-Blut, E. B. 14.—; Hopfgarten, Koop. K. 40.—; Hohenems, M. S. 7.—; Hötting, J. A. 1.—; Kniggrätz, Wiff. Kr. 10.—; Heinrichschl., A. S. 4.—; Layen, Barm. Schw. 4:80; Linz, E. J. 35.—; Lünen, Pfr. S. 10.—; Lana, F. D. 20.—; Lienz, B. T. 2.—; Müntereifel, Sr. E. 30.—; Milland, J. B. 7:50; Niedereinsiedel, Pfr. K. 2.—; Des, Barm. Schw. 2.—; Obervintl, Pfr. W. 10.—; Oppeln, A. B. 29.—; Pfunders, v. Mehr. 82.—; Rodeneck, E. K. 100.—; Rantweil, Koop. M. 3.—; St. Kassian, M. E. 20.—; Sölln, M. K. 3.—; St. Marcin, M. M. 20.—; Trens, Ung. 29:60; Trient, Pr. S. 200.—; Toblach, S. B. 4.—; Vintl, Ung. 100.—, Pfr. K. 12.—; Wermerichshausen, Kpl. J. 12.—; Weistrach, J. M. 20.—.

Für hl. Messen: Birchabruck, E. G. 7:25; Cam-pill, v. Mehr. 28.—; Cöln, Sta. Mar. 123:75; Dziergowitz, Pfr. S. 23:50; Feld, E. K. 10.—; Gmunden, 3.—; Honsdorf, J. 45.—; Hopfgarten, Koop. K. 30.—; Hochkreischam, J. M. 9.—; Klagenfurt, Dir. D. 80.—; Kesseling, L. S. 135.—; Lienz, B. T. 14.—; Linz, E. J. 5.—; Milland, M.

S. 4.—, M. S. 2.—, M. S. 10.—; Müntereifel, Sr. Co. 213:25; Neuhausen, E. 15.—; Oberrauden, J. J. 10.—; Des, Barm. Schw. 20.—; Osterwis, M. K. 15:15; Pfunders, v. Mehr. 55.—, 48.—, 20.—; Brambachkirchen, J. S. 20.—, Pfr. K. K. 100.—; Rheindorf, B. J. 7:50; Rech, M. W. 9:16; Schidlberg, J. S. 10.—; Sailauf, Pfr. K. 67:50; Trens, A. K. 20.—; Toblach, S. B. 6.—; Trient, B. J. 25.—, Ung. 40.—; Villnöß, Pfr. B. 100.—; Wahn, M. P. 20.—; Weital, Koop. L. 60.—; Wien, E. S. 5.—.

Zur Taufe von Heidenkindern: Abtei M. P. 20.—; Königswalde, M. T. 24.— (Johann Moisius, Luggau, A. U. 24.— (Anna; Des, Barm. Schw. 30.— (Josef); Junsbruck, Koop. E. 20.—; Pfunders, Ung. 24.—; Pfarlkirchen, J. K. 58.—; St. Andrá, M. M. 25.— (Mois Franz); Wermerichshausen, Kpl. J. 33.—.

Für Bischof Geyer: Bichlbach, M. M. 10.—; Bozen, Ung. 4.—, 25.—; Freiburg, Kath. Wiff. 121:21; Gmunden 50.—; Graz, M. St. 3.—; Kaltern, A. v. D. 100.—; Linz, Dr. S. 10.—; Markt Tüffer, Dr. K. 20.—; Oberrauden, E. T. 4.—; Nakovac, Ung. 100.—; Salzburg, St. B.-Cl.-S. 11:08; Schwarz, Geschw. M. 10.—; Triestach, Pf. A. 10.—; Waizenkirchen, Koop. J. 200.—; Wermerichshausen, Kpl. J. 42.—; Wien, Lehrerin M. 20.—.

Briefmarken liefern ein aus: Brixen, Franzens-feste, Melf, Des, Sarajewo.

Gebetserhörungen und -empfehlungen:

E. B. aus Toblach dankt den armen Seelen und dem hl. Antonius für wunschgemäße Lösung einer Miltärangelegenheit. Veröffentlichung war versprochen. — Eine ungenant sein wollende Wohltäterin unseres Hauses bittet um die Veröffentlichung im „Stern“, daß sie durch die Fürbitte des hl. Josef und des hl. Antonius von

einem bözartigen, fast unheilbaren Leiden befreit worden sei. — Eine hartbedrängte Mutter bittet recht inständig um das Gebet für ihre schwer nervenleidende Tochter. — Dem Memento werden sodann empfohlen: Hall, Frau Anna Pfanner; Milland, Alexander Stolic; Oberwang, Frau Walpurga Fraunberger; Steyr, Herr Michael Seidl.

Empfehlenswerte Bücher und Zeitschriften.

Die illustrierten Monatshefte „Ave Maria“ (herausgegeben vom Linzer Dombauverein, jährlich 12 Hefte K 2:76, nach Deutschland K 3:30) erfreuen sich als Familienblatt infolge ihrer künstlerischen Ausstattung, reichen Illustrierung und der Fülle interessanten Stoffes einer großen Beliebtheit. Aus dem Inhalt der letzten zwei Hefte

heben wir hervor die hochinteressanten Ausführungen über den jüngsten Tag von Bernharr von Tegernsee, den Artikel: Die Marianische Verehrung in den katholischen Orden Oesterreichs von Alfons Zak, den Schluß der Prophetenstimmen von Doktor Marianus, die mit vielen prachtvollen Bildern geschmückte Reisebeschreibung Ins Wunderland



Stern der Neger.

Katholische Missionszeitschrift
der Söhne des heiligsten Herzens Jesu,
(Organ des Marien-Vereins für Afrika)

Dient vornehmlich der Unterstützung und Ausbreitung der Missionstätigkeit der Söhne des heiligsten Herzens Jesu und sucht Verständnis und werktätige Liebe des Missionswerkes in Wort und Schrift zu fördern.

Das Arbeitsfeld dieser Missionäre ist der Sudan (Zentral-Afrika).

Der „Stern der Neger“ erscheint monatlich und wird vom Missionshaus Milland bei Brixen (Südtirol) herausgegeben.

Abonnementspreis ganzjährig mit Postversendung 2 K — 2 Mk. — 3 Frc.

Der Heilige Vater Papst Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohlfürern den apostolischen Segen erteilt. Für die Wohlfürer werden wöchentlich zwei heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brixen, Brünn, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Trent, Triest und Wien.

Heft 8 und 9.

August-September 1917.

XX. Jahrgang.

Die Aufgabe der Kirche und das Apostolat.

Die weitaus wichtigste Aufgabe, die jeden überzeugten Christen interessieren sollte, ist ohne Zweifel die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden. „Mir ist alle Gewalt gegeben, im Himmel und auf Erden; darum gehet hin und lehret alle Völker.“ (Matth. 28, 18, 19.) So sprach Jesus Christus einst zu der Apostelschar. Zwanzig Jahrhunderte sind nun nahezu verflossen, seit unser Herr und Heiland in diesen feierlichen Worten seiner Kirche die ebenso große als herrliche Aufgabe der Bekehrung der Welt anvertraut hat. Zwanzig Jahrhunderte sind auch dahingegangen, seit die Kirche, gestützt auf diese ihre göttliche Sen-

„Unter allen Völkern muß erst das Evangelium gepredigt werden.“ (Mt. 13, 10.)

dung, angefangen hat, für die Ausbreitung dieses göttlichen Reiches zu arbeiten. Und die Geschichte der Kirche ist eigentlich nichts anderes als die großartige Verwirklichung jener Worte ihres göttlichen Stifters: „Lehret alle Völker.“ Dieser Befehl hat im Laufe der Jahre nichts von seiner ursprünglichen Kraft verloren. Er ist heute noch ebenso strenge verpflichtend als zu Christi Zeiten, und er wird es bleiben, solange es Völker gibt, die zu unterrichten, zu taufen, zu retten sind.

Von dem Tage an, an welchem die Apostel voll des heiligen Eifers das Coenaculum verließen und zu Jerusalem die

Worte des ewigen Lebens verkündeten, bis herab auf unsere Tage war die Kirche stets bemüht, diese ihre Aufgabe zu verwirklichen, und zwar mit einer Ausdauer, wie sie menschlichen Einrichtungen nicht eigen ist; wahrlich, ein großartiger Beweis ihres göttlichen Ursprunges. Mit einem Worte, der apostolische Geist, von welchem die Kirche in ihren ersten Anfängen erfüllt war, hat sich ununterbrochen fortgepflanzt bis auf unsere Tage, und er ist noch immer lebendig in der Kirche. „Wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht verkünde,“ spricht sie auch jetzt noch mit dem hl. Paulus, und sie wird es sprechen bis ans Ende der Zeiten. Sie würde erzittern bei dem Gedanken an jenen Tag, an dem das heilige Feuer des Pfingsttages in ihr erlöschen würde. Sollte einmal der apostolische Eifer in ihr erlahmen, es wäre das eine schwere Prüfung für die Kirche. Diese ihre Aufgabe nun vollführt die Kirche durch ihre Apostel; denn bei Gründung der Kirche hat Jesus Christus ein Apostolat eingesetzt.

Dieses Apostolat hat zum Zweck, denselben Glauben auszubreiten, den Christus gepredigt, und dort, wo jetzt noch Finsternis herrscht, jenes Licht aufleuchten zu lassen, das alle Menschen erleuchten muß, die in diese Welt kommen. Mit einem Worte, das Evangelium zu verkünden, das Jesus Christus einst den Menschen gepredigt hat, das ist das Werk der Gesandten Christi, das ist der Zweck des Apostolates. Zu diesem Zwecke gründete Christus die Kirche und verlieh ihr dasselbe göttliche Ansehen, das er selbst hatte, dieselbe Autorität, welche er selbst besaß: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch.“ Der Apostel, der Missionär, ist ein anderer Christus, der von Land zu Land gehend das Evangelium predigt; er ist ein anderer Christus, der auf seinen Schultern dessen Kreuz überall hinträgt; er ist ein anderer

Christus, der auf die Suche nach allen Schafen ausgeht, um sie alle in den Schafstall seiner Kirche einzuführen; er ist ein anderer Christus, der selbst nicht ansteht, wenn es sein muß, den unfruchtbaren Boden dieser Erde mit seinem Blute zu begießen. Jesus Christus ist nicht tot. Er lebt noch in seiner Kirche. Er wohnt auf unseren Altären. Er geht durch die Straßen unserer Städte und Dörfer und verbreitet dabei sein Licht inmitten der Finsternis der Welt; er zeigt den verirrtten Kindern Adams den rechten Weg und unterrichtet jene, die jahrhundertlang in den Irrtümern und Lastern des Heidentums begraben lagen. Der Apostel, der Missionär, ist jener Christus, der durch die Welt geht, „allen Gutes tuend und alle heilend“. Er ist jener Christus, der „umherging in alle Städte und Flecken . . . das Evangelium verkündete und gesund machte von jedem Gebrechen und jeder Krankheit“.

Wie großartig, wenn in diesem Lichte betrachtet, wie erhaben ist die Idee eines Apostels!

Die Alte Welt hatte ihre Priester und Propheten, sie hatte ihre Gesetzgeber und Krieger, aber die Gestalt eines Apostels, eines Weltmissionärs, war ihr völlig unbekannt, eben weil sie die Idee nicht kannte, die ihn beseelt. Mit einem Worte, an dem Tage, an welchem unser Herr und Heiland Jesus Christus jene feierlichen Worte aussprach und seinen Aposteln den göttlichen Befehl erteilte: „Gehet hinaus in alle Welt und verkündigt das Evangelium allen Geschöpfen“, an jenem Tage erfaßte eine große, ganz und gar neue Idee diese kleine, selbstsüchtige Welt. Es war dies die Idee des Apostolates, die Idee einer Weltreligion. „Sieh“, schreibt der Verfasser von „Der Genius des Christentums“, „sieh' hier eine jener großen Ideen, wie sie die christliche Religion allein besitzt.“

Den heidnischen Kulturvölkern war die göttliche Begeisterung, die die Apostel befeelt, nicht bekannt. Die alten Philosophen verließen niemals die Säulenhallen ihrer Akademien und die Genüsse Athens, um einer so erhabenen Umgebung zu folgen, wie es die Zivilisierung der Wilden, der Unterricht der Unwissenden, die Sorge für die Kranken und Armen, die Veröhnung feindlicher Nationen ist. Alle diese Dinge hat das Christentum getan und es tut dieselben auch heute noch. Das Meer mit seinen Stürmen, die Kälte des fernen Nordens, die fast unerträgliche Hitze der Tropen, nichts kann die Verkündiger des Evangeliums entmutigen. Sie leben mit den Eskimos und kleiden sich in ihre Robbenfelle, sie sind zufrieden mit dem widerlichen Tran der Bewohner Grönlands, sie halten es aus in der tiefen Einsamkeit und Weltabgeschlossenheit bei den Tataren und Trosken, sie reiten auf den Kamelen der Araber und folgen den Kaffern bei den Wanderungen durch sonnenverbrannte Wüsten. Der Chinese, der Bewohner Japans und der Indianer, sie alle zählen zu ihren Neubekehrten. Da gibt es kein Land, kein Felsenstück im Ozean, das ihrem Eifer entgangen wäre; und gerade wie es in der alten Zeit nicht Königreiche genug gab, um den Ehrgeiz eines Alexander zu befriedigen, so ist heute die Welt zu klein, um die Liebe des Apostels zu erschöpfen! „Geht hinaus in alle Welt“ — wahrhaft göttliche Worte, wie sie nur aus dem Munde des Welterlösers kommen können. Welcher Religionsreformer, vor oder nach Christus, hat jemals einen solchen Befehl gegeben? Das Apostolat der katholischen Kirche ist nach den obigen Worten des Evangeliums bestimmt, den Glauben Christi zu verbreiten unter allen Völkern und Nationen, in jeder Gegend des Erdkreises. „Wir haben die Gnade und das Apostelamt emp-

fangen, auf daß alle Völker sich dem Glauben unterwerfen.“ (Röm. 1, 5.) Christus ist die Sonne der Wahrheit und Güte, bestimmt, nach und nach alle Nationen des Erdkreises zu erleuchten und mit seinem göttlichen Feuer zu entzünden, und kein Volk wird jemals imstande sein, diesem seinem wohlthätigen Einfluß sich zu entziehen. „Es ist niemand, der sich vor ihrer Hitze bergen kann.“

Isaias hat die Berufung aller Nationen zum Glauben an den einen wahren Gott deutlich vorausverkündet. Er sah all die Generationen christlicher Apostel, die jemals das Evangelium predigen würden, an seinem prophetischen Geiste vorüberziehen. Sie gehen von Land zu Land, überall die eine Weltreligion verkündend, eine Religion der Liebe und wahrer Brüderlichkeit, eine Religion wirklicher Gleichheit unter den Menschen, die alle Kinder des einen wahren Gottes sind, des gemeinsamen Vaters aller. „Die Inseln warten auf mich und die Meereschiffe von Anbeginn, damit ich deine Kinder aus der Ferne bringe . . ., dem Namen des Herrn, deines Gottes, dem Heiligen Israels.“ (Jf. 60, 9.) „Ich komme, alle Völker und Zungen zu versammeln . . ., und ich will aus ihnen Gerettete senden zu den Völkern im Meere, nach Afrika und Äthiopien . . . zu den Inseln in der Ferne, zu denen, die von mir nicht gehört und meine Herrlichkeit nicht gesehen haben. Und sie sollen den Völkern meine Herrlichkeit verkünden und alle eure Brüder herbringen aus allen Völkern zum Geschenke für den Herrn.“ (Jf. 66, 18, 19, 20.) Zahllose Schiffe christlicher Nationen durchkreuzen Meere und Ozeane und berühren alle Länder und Inseln bis zu den äußersten Grenzen der Erde. Sie unterwerfen sich Völker, bringen ihnen eine Art Zivilisation und verlangen von ihnen Abgaben. Wie viel bej-



Kasr-el-Nil-Brücke (Kairo).

Die Brücke verbindet die eigentliche Stadt Kairo mit der Nilinsel (Gesiret) Bulak und ist die älteste der drei Nilbrücken in Kairo. Sie ist etwa 380 m lang; die Pfeiler sind 50 m voneinander entfernt und von sehr hartem Stein. Das erste Brückenjoch auf der Stadtseite ist drehbar und läßt zu bestimmten Stunden des Tages die Flußfahrzeuge passieren.

ser täten sie, wenn sie auch nur einen Teil dieser Kraftauswendung in den Dienst der Kirche stellten! Sie sollten von allen Völkern vor allem den Tribut des Glaubens und des Gehorsams gegen Jesus Christus fordern und alle Menschen seinem süßen Joch unterwerfen. Sie sollten ihnen die wahre, die christliche Zivilisation bringen, die allein imstande ist, ein Volk zu kultivieren und dessen Zukunft sicherzustellen, wie derselbe Prophet sagt: „Denn das Volk und das Reich, das dir nicht dient, wird zugrunde gehen.“

Wohin immer ein Eroberer, ein Soldat, ein Kaufmann vordringt, dort sollte er schon einen Apostel vorfinden. Denn dieser

hat ein größeres Recht darauf, ein Volk für den Himmel zu erobern, als ein irdischer Eroberer, sich dessen Güter anzueignen. Der erste betritt das Haus eines anderen, wo seine Gegenwart nicht erwünscht ist, der Apostel aber tritt ein im Auftrage desjenigen, der der Herr des Weltalls ist.

Diese Vollmacht, die Religion Jesu Christi unter allen Völkern auszubreiten, ist auch unbegrenzt in zeitlicher Hinsicht. Solange der große Plan Gottes nicht verwirklicht ist, solange nicht alle Völker ihr Haupt vor dem Kreuze gebeugt, solange

Christus nicht als der König der ganzen Welt gekannt und geliebt wird, solange wird es in der Kirche ein lebendiges Apostolat geben.

„Die heilige Stadt Gottes, die Kirche,“ schreibt der unsterbliche Papst Leo XIII., „ist nicht an bestimmte Länder gebunden; sie hat vielmehr von ihrem göttlichen Stifter die Kraft erhalten, von Tag zu Tag zu wachsen und ihre Kirchen auszudehnen über die ganze weite Welt.“ Und in der Tat hat die Kirche von dem Tage an, an welchem ihr dieser große Auftrag zuteil geworden, nie aufgehört, sich zu entfalten, und hat in immer neuen Ländern ihre Zelte aufgeschlagen.

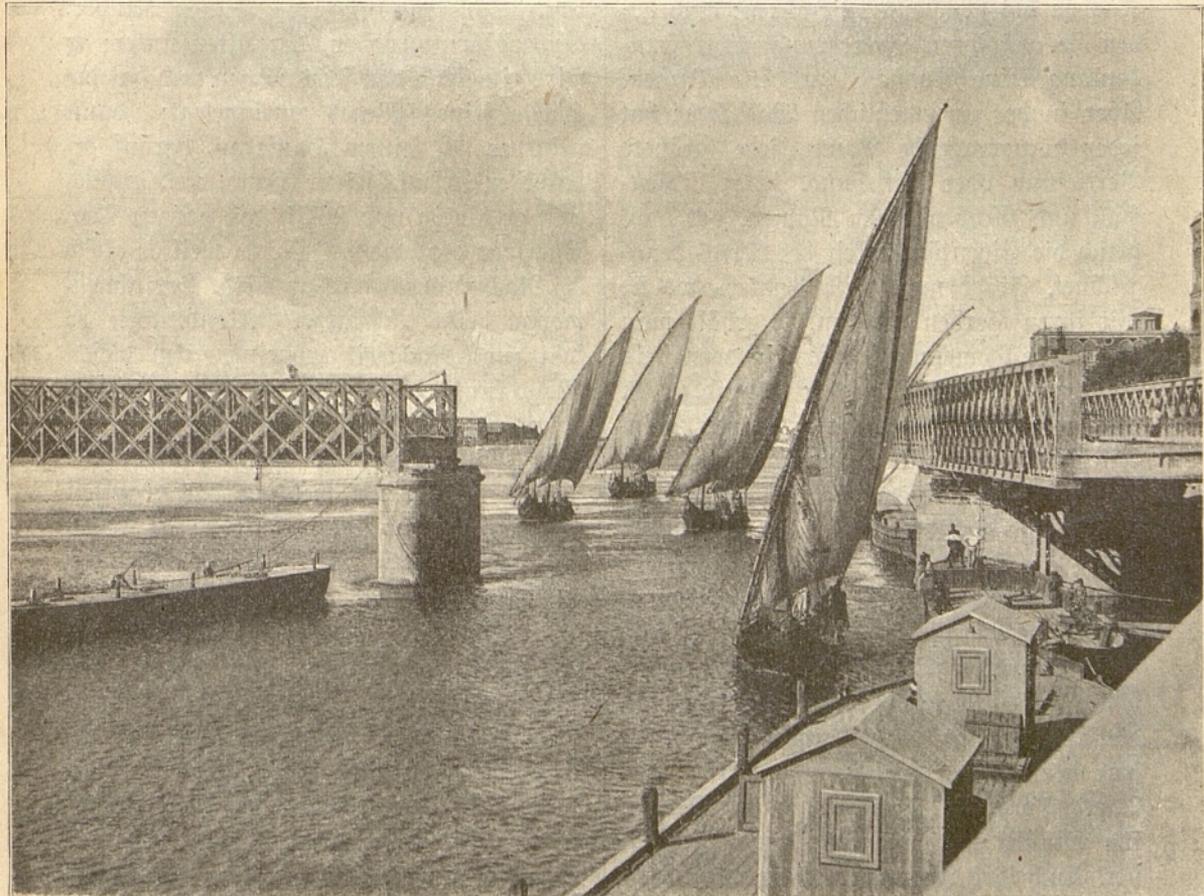


Die Mission unter den Nuba-Negern.

(Fortsetzung.)

Dieses Saatfest wird jedes Jahr am ersten Samstag nach dem Verschwinden des Siebengestirns gefeiert, was in jenen Gegenden (12° nördl. Br.) anfangs Mai erfolgt. Es ist merkwürdig, mit welcher Genauigkeit, ja fast mit Kalendersicherheit, die Nuba den Beginn der Regenzeit berechnen können. Dieses Naturvolk hat einen scharfen Beobachtungssinn für die Luften-

welt. Zehnjährige Knaben kennen schon die Namen und Eigentümlichkeiten einer jeden Grasart und einer jeden Baumgattung. Jede Pflanze, die irgend etwas Besonderes an sich hat, wird sogar durch einen kurzen Gesang gepriesen, oder man läßt sie selbst wie ein vernünftiges Wesen in Liedern zum Menschen reden. Keim Wurm und kein Insekt ist ihnen unbekannt; für



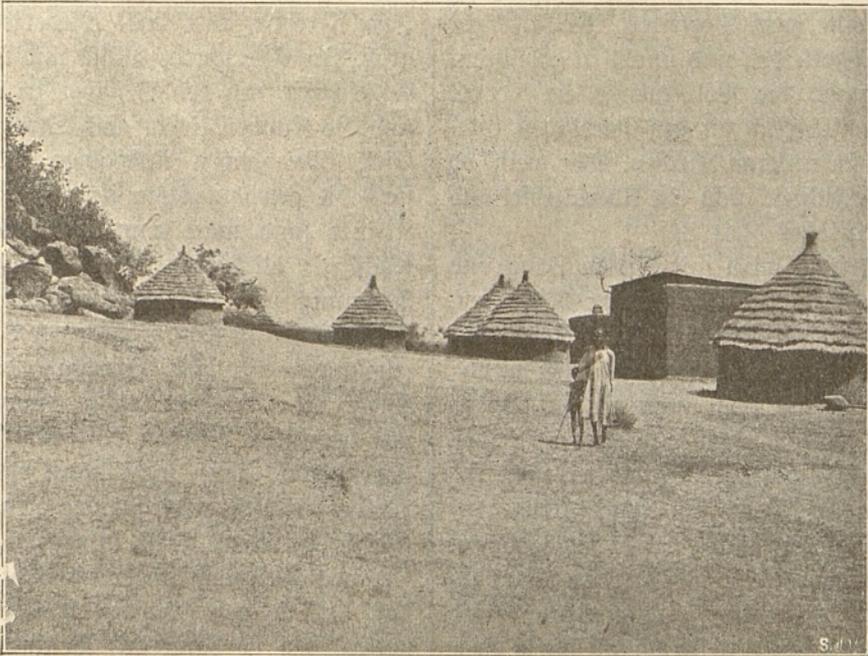
Die Kasr-el-Nil-Brücke, für die Durchfahrt von Schiffen geöffnet.

die Heuschrecken allein wissen sie über zwanzig Namen je nach deren Größe und Gattung. Weniger bekannt sind die Vögel, obwohl man ihnen fleißig nachstellt; mehrere ähnliche Gattungen werden mit einem gemeinsamen Namen bezeichnet. Beinahe die ganze Tierwelt ist im reichen Märchenschatz des Volkes vertreten. Bei solch ausgeprägtem Natursinn zeigen die Nuba auch eine sichere Orientierungsgabe und ein staunenswertes Ortsgedächtnis. Es ist noch nie vorgekommen, daß sich einer der Streifen verirrt hätte, obwohl dieselben oft sehr weit in Wald und Steppe herumziehen müssen, bis sie geeignete Weidplätze für ihre Herden finden, und es sind doch nur Knaben bis höchstens 18 Jahren; auch haben sie auf ihren Wanderungen oft stundenlang keine Aussicht zu den Bergen. Aber in der unermesslichen Waldebene hat jeder hervorragende Baum, jede größere Vertiefung oder Erhebung, jeder Regenbach und Graben einen Namen, der zugleich die Eigentümlichkeit des Ortes kennzeichnet. Fragt man diese Knaben, wo sie mit ihren Herden gewesen, so erhält man nie eine allgemeine Antwort, sondern stets die genaue Bezeichnung der Gegend, z. B. „Ich war beim Graben der Hyänen, beim Affenbrotbaum mit dem Schwanz (mit schwanzartigem Auswuchs), bei der Löwentötung (wo die Vorfahren einen Löwen getötet), am Orte, „Gehe nüchtern schlafen!“ (eine undurchdringliche, mit dichten Dornbüschen besetzte Gegend), usw.“

In ähnlicher Weise besitzen die Erwachsenen reiche Kenntnis und Erfahrung für die Erscheinungen und Vorgänge am Himmel. Der Stand der Sonne während des Tages, somit die Tageszeit, ist fast Stunde für Stunde mit eigenem Namen bezeichnet. Auch ihre Jahresbewegung wird sorgfältig beobachtet. Im Südosten steht ein Berg, bis zu dem die Sonne geht; das ist

die Zeit der größeren Kälte. Im Nordosten bildet das Gebirge von Mandal einen Sattel, auf den sich die Sonne in der Regenzeit für einige Tage setzt. Ist bis zu diesem Zeitpunkt noch kein oder nur wenig Regen gekommen, so wird gejammert: „Ach, die Sonne hat sich schon gesetzt, und es ist noch kein Regen gekommen!“ Dem Monde mit seinem beständigen Wechsel in Bewegung und Gestalt wird besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Alle 30 Tage schläft er zwei Tage und zwei Nächte im Hause seiner Mutter unter der Erde. Sobald er wieder erwacht und zu scheinen beginnt, wird er mit Jubel und Händeklatschen begrüßt. In den folgenden Tagen geht der Mond beim Schlafengehen der kleinen Kinder, der größeren Knaben, der Alten unter; er wird ein Kind von sechs Tagen und hat die Hälfte seines Weges zurückgelegt; dann neigt er sich seinem Hause zu, darauf erweicht er es mit seiner Hand, und endlich geht er hinein und schläft den ganzen Tag. Das war der „weiße“ Mond, weil er gleich bei Nachtanbruch sichtbar wird. Der abnehmende heißt „schwarzer“ Mond, weil er spät zur Nachtzeit erscheint. Um diesen Mond kümmert man sich weniger, wie überhaupt um alle Himmelserscheinungen zwischen Mitternacht und Sonnenaufgang.

Das Datum, an welchem das Saatfest gehalten werden soll, erkennen die Nuba aus dem Stande der Sterngruppe der Plejaden. Das Volk und vor allem der Sudjur von seinem hochgelegenen Wohnsitz aus beobachtet jeden Abend den Stand des Siebengestirns. Wenn dasselbe nach Sonnenuntergang am westlichen Horizont erscheint, so sagt man: „Die Plejaden (bite) stehen tief; es wird bald der Regen kommen.“ Am drittletzten Freitag, also 15 Tage vor dem Saatfest, beginnt die Vorbereitungszeit, während welcher weder getanzt, noch gesungen, noch Flöte gespielt



Die Station Dilling von Süden gesehen.

oder getrommelt, noch auch Kornbier getrunken werden darf. Am Freitag nach dem Verschwinden der Plejaden versammeln sich der Häuptling, einer der Kudjure und mehrere angesehenere Männer beim Großkudjur, um die Hütte, in welcher der alte Geist wohnt, festlich herzurichten. Am folgenden Freitag wird in derselben Weihrauch verbrannt; der aufsteigende Rauch zeigt dem Volke an, daß nach acht Tagen das Fest stattfindet.

Dieses ist eigentlich ein Segnungsfest. Am Morgen desselben steigt der Großkudjur in Begleitung des Häuptlings und eines Unterkudjurs von seiner Wohnung am Berge in die Ebene hinab, wo ihn die gesamte männliche Bevölkerung der vier Berge erwartet. Auch der ganze Besitz des Volkes an Schafen, Ziegen, Rindern, Eseln und Pferden ist in unabsehbarer Menge versammelt. Zuerst zieht die Jungmannschaft unter brausenden Gesängen, jeder mit einem langen, feinpolierten Stock be-

waffnet, am Kudjur und seinen Begleitern vorbei. Nach ihnen werden die Herden vorbeigetrieben. Es folgen die Reiter zu Roß oder Esel, schließlich die Knaben in ihren besten, für diese Gelegenheit eigens angeschafften oder sorgsam aufbewahrten Gewändern und zuletzt die festlich geschmückten Kleinen, von ihren Vätern geführt. Der Kudjur bewirft die Vorbeiziehenden unablässig mit Sand, der ihm von seiner Begleitung in die linke Hand gestreut wird, und spricht dabei die Worte: „Gott gebe dir Wachstum, Gesundheit und Kraft!“ Darauf besteigt er, während das Volk in der Ebene im Halbkreis sich aufstellt, eine sanft ansteigende, breite Felsplatte am Bergesabhang und betet um Segen und Fruchtbarkeit für die Erde, das Vieh und die Menschen sowie um Abwendung aller Übel. Es ist dies ein eigenartiges Schauspiel. Wie der Kudjur oben dasteht, angehtan mit seinem roten, weiten Mantel und eine rote Mütze auf dem Haupte, zu beiden

Seiten seine zwei Begleiter, ebenfalls rot und weiß gekleidet, und unten in gebührendem Abstand die Volksmenge, da denkt man unwillkürlich an den feierlichen Gottesdienst in unseren Kirchen. Wer weiß, ob diese Feierlichkeit nicht ein Überbleibsel aus alter christlicher Zeit ist!

Der Festtag wird mit wildem Sang und Tanz im Hofe des Großhuhjur beschlossen, wobei derselbe offenbart, in welcher Gegend das Korn am besten gedeihen werde.

Gleich darauf geht man an die Bestellung der Felder. Wem sein Acker im letzten Jahre wenig getragen hatte, der sucht sich irgendwo im Walde ein neues Feld, gewöhnlich in der Nähe von Regenbächen. Die Bäume werden gefällt, das Strauchwerk wird abgehauen und verbrannt und der Boden gesäubert. In die oft harte Erde werden mit einem hölzernen Spaten Löcher gestossen, in welche die Getreidekörner gelegt und die dann mit dem Fuße zugeschart werden. Dann folgt die mühsame Arbeit des Säens und Reinigens vom üppig wuchernden Unkraut, die solange fortgesetzt und wiederholt werden muß, bis das Getreide eine beträchtliche Höhe erreicht hat. Da die Felder oft sehr weit von den Wohnungen entfernt liegen, errichten sich die Leute draußen notdürftige Hütten und kommen tage-, ja wochenlang nicht nach Hause.

So geschah es, daß nach dem Saatsfest der bisher so rege Verkehr der Nuba auf der Station nach und nach abnahm. Bald sah es dort recht einsam aus, denn auch die Kinder waren größtenteils auf die Felder gegangen, und die Hirtenknaben hatten sich mit ihren Herden tiefer in den Wald begeben, wo sie ihre Zeriben in der Nähe der Feldwohnungen errichteten. Da bestieg bald der eine, bald der andere von den Missionären den Esel und trabte hinaus, um die Leute bei ihrer Arbeit zu besuchen.

Ihre Freude über das Wiedersehen war groß. In Eile wurde Milch und Brot herbeigeschafft, um den Besucher zu bewirten, und die Knaben liefen nach Stroh für den Esel. Bei solchen Ausflügen nahm man stets die gewöhnlichsten Arzneien mit, und Kranke fand man immer, da wegen der feuchten Witterung, der mangelhaften Wohnung und der angestregten Lebensweise häufig Fieber, Erkältungen, Lungenentzündungen und Durchfall auftraten. Wenn man Abschied nahm, wurde man mit herzlichen Grüßen und Dankesworten überschüttet. Traf man dann mitten im Walde zufällig eine Gruppe von Hirtenknaben bei ihrem Vieh, so zeigten selbe sich anfangs überrascht und auch wohl erschrocken, bis sie den fremden Reiter erkannt hatten, den sie dann mit weithin schallendem Jubelgeschrei empfangen: „Wie bist du hieher gekommen? Hast du dich verirrt? Weißt du, in welcher Richtung die Berge von Dilling sind?“ So fragten sie, und ihr Staunen hatte keine Grenzen, wenn man ihnen den Kompaß zeigte und erklärte. Die Kunde von diesem wunderbaren Ding verbreitete sich schnell, und wohin man später kam, überall fragten die Leute: „Wo hast du das Ding, das den Kopf immer nach Norden und den Schwanz immer nach Süden wendet und dir mitten im Walde den Weg nach Dilling zeigt?“

Auf diese Weise suchte man mit dem Volke auch während dieser Zeit seiner Abwesenheit und Arbeit in Verbindung zu bleiben.

Ende Mai kehrte einer jener Alten, die vor dem Saatsfest ständige Besucher der Mission gewesen waren, krank vom Felde heim. Von der Mission aus besuchte man ihn täglich, brachte ihm Arznei und Tee mit Zucker, den er sehr liebte, und unterrichtete ihn, soviel es seine geringe Fassungskraft zuließ. Man hielt seinen Zu-

stand jedoch nicht für lebensgefährlich. Da erschien eines Abends sein Sohn mit der Nachricht, daß sein Vater im Sterben liege. Sofort eilte ein Vater mit einem Bruder im strömenden Regen hin. Die Hütte war voll von Leuten, die nach Landessitte schweigend den Tod des Alten erwarteten. Der Vater drängte sich bis an das Lager des Sterbenden durch, und da dieser noch bei Besinnung war, sagte er ihm einen kurzen Akt des Glaubens und der Reue vor, den der Mann nachbetete, bis ihn die Kräfte verließen. Er wurde ohne Verzug getauft und erhielt den Namen Melchior. Da nämlich die Station den heiligen drei Königen geweiht war, so hatte man beschlossen, die ersten drei Täuflinge nach ihnen zu benennen. Kaspar, der Erstgetaufte, lebte noch. Es war ein armer, verküppelter, halbblinder Knabe von den „Leuten des Häuptlings“. Weil er der einzige Christ unter den Nuba war, stand er bei der Mission bis zu seinem Tode im Herbst in besonderer Gunst und erhielt manche Liebesgabe, worüber

sich die Leute nicht genug wundern konnten. Der alte Melchior starb noch in derselben Nacht und wurde am folgenden Morgen begraben. Einige Tage darauf kam sein Bruder, welcher der Mission wohlgesinnt war und erzählte: „In dieser Nacht habe ich meinen verstorbenen Bruder gesehen. Er war weiß und war gekleidet wie ihr. Er sagte, daß er sich wohl befinde; es seien drüben zwei Feuer, ein großes für die, welche viel Böses getan, und ein kleines für die, welche wenig Böses getan haben.“ Von da an erschien auch er regelmäßig jeden Sonntag in der Kirche. Er sowie einige andere Greise hätten früher oder später getauft werden können; als man aber leise andeutete, daß sie von ihren überzähligen Frauen lassen müßten, zeigten sich Schwierigkeiten.

Unter den fünf Söhnen des Melchior war der älteste, namens Torba, ein kraftstrotzender, wilder und übermütiger Burche von etwa 28 Jahren. Mit ungewöhnlicher Redegewandtheit und Schlagfertigkeit begabt, erfreute er sich unter seinen Alters-



Dorf der Nuba-Neger.

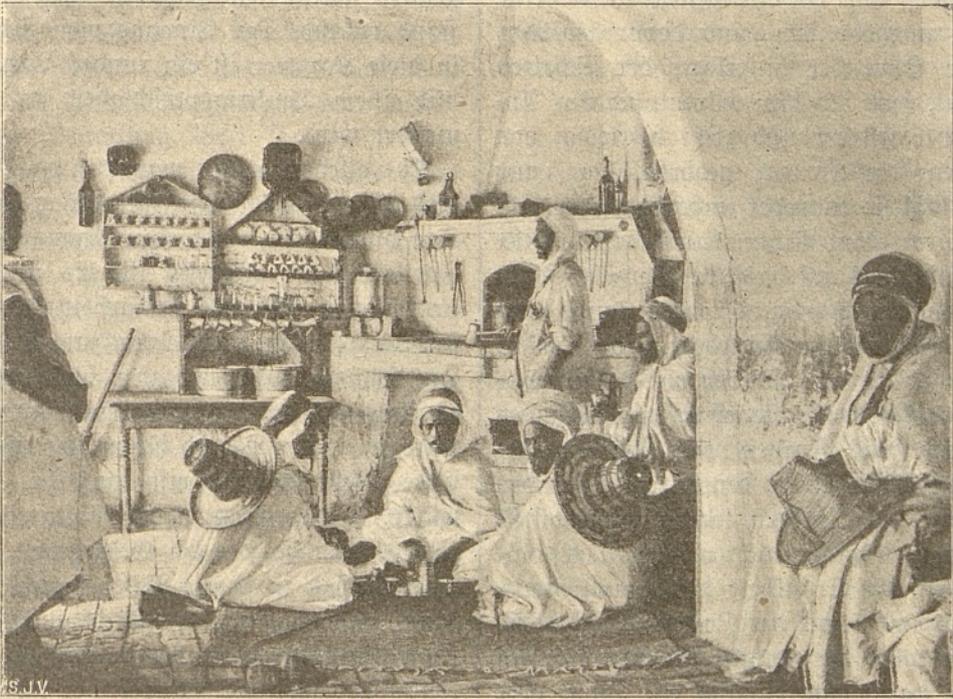
genossen großen Ansehens und war der anerkannte Führer der Jungmannschaft seines Berges. Um die Mission hatte er sich bisher nicht gekümmert. Nach dem Tode seines Vaters aber war er wie ausgewechselt und zähm wie ein Lamm. Drei Tage nach dem Begräbnis, während welcher Zeit die Angehörigen eines Verstorbenen das Haus nicht verlassen dürfen, erschien er mit seinem nächstältesten Bruder, um sich für die seinem Vater geleisteten Dienste zu bedanken. Seitdem kam er jeden Tag, blieb stundenlang und bemühte sich, einen der Patres in alle Geheimnisse seiner Sprache einzuweißen. Andererseits zeigte er sich selbst so gelehrig, daß man ihm nach und nach die religiösen Hauptwahrheiten erklärte und es sogar wagte, ihm die wahre Geschichte Mohammeds und seiner Religionsstiftung zu erzählen. Da rief er voll Begeisterung aus: „Wenn die Warli das hören werden, dann werden sie es so (er streckte dabei die ausgebreiteten Arme vor) aufnehmen.“ Mit seiner Hilfe wurde denn auch die Abfassung eines Katechismus und einer Biblischen Geschichte in der Nubasprache begonnen. Er wollte auch lesen und schreiben lernen, doch verlor er den Mut nach den ersten Versuchen. Man setzte auf ihn die größten Hoffnungen; wenn es gelang, ihn fürs Christentum zu gewinnen, so war zu erwarten, daß er wegen seines Ansehens und seiner Begabung wie ein Glaubensbote unter seinen Landsleuten wirken würde. Er selbst sagte einmal von sich: „Ich bleibe niemand eine Antwort schuldig; aber wenn ich rede, weiß keiner etwas zu erwidern.“

Seinem Beispiel folgten, sobald die Feldarbeiten nachließen, andere Burschen. Mit dem Gewehr oder einer Lanze oder wenigstens dem langen, feinspolierten Stöcke über der Schulter, machten sich diese schwarzen Gesellen, unter ihnen manche

Hünengestalt, Sonntags bald nach Sonnenaufgang auf den Weg zur Kirche. Es war aber den wenigsten Ernst mit dem Kirchgang. Von einigen wußte man, daß sie Freitags ins Araberdorf zum öffentlichen Gebet in die dortige Moschee zu gehen pflegten; die meisten hofften auf eine Schale süßen Tees nach dem Gottesdienst.

Mitte Juni bekamen die vier Missionäre einen unerwarteten Zuwachs durch die Ankunft des P. Schumann. Mit ihm kam neues Leben und ein frischerer Zug in die Missionstätigkeit. Er warf sich gleich mit Eifer auf das Studium der Sprache. Daneben betätigte er in verschiedener Weise seinen praktischen Sinn, indem er z. B. im Hofe der Mission einen Gemüsegarten anlegte, wozu er den Samen mitgebracht hatte. Auch verstand er es ausgezeichnet, die Jugend um sich zu scharen, wobei ihm als Lockmittel mehrere Spielzeuge dienten, ein Umstand, an den man bei Gründung der Station gar nicht gedacht hatte. Das hauptsächlichste Bestreben eines jeden der Missionäre mußte eben in jenen ersten Monaten darin bestehen, das Volk und besonders die Jugend an die Mission zu ziehen und zu fesseln, bis man die Sprache so weit erlernt haben würde, um einen regelrechten Unterricht beginnen zu können.

Unter den Spielzeugen des P. Schumann erweckten zwei Stehaufmännchen besonderes Interesse. Daß dies etwas Lebendiges sei, war für die Nuba klar. Man konnte sie legen, wie man wollte, sie auch auf den Boden fallen lassen, immer richteten sie sich sogleich wieder auf und blieben stehen, und zeigten dabei stets ihr schrägzehndes Gesicht. Den Leuten wurde es fast unheimlich zu Mut; das mußten Wesen aus einer anderen Welt sein. Eine Frau sagte: „Die Weißen haben Schatten von Verstorbenen genommen und da hinein getan; es sind undelamini.“ Diese Er-



Arabiisches Café.

Überall in Ägypten, auch in den kleinsten Dörfern, werden die *Gahwas* oder einheimischen Kaffeestuben angefounden. Dieselben sind gewöhnlich klein und unansehnlich, den Bedürfnissen ihrer Gäste entsprechend, die ausschließlich aus der untersten Volksschicht sind. Das schwarze, dufende und wirklich vorzüglich zubereitete Getränk wird in Miniaturtassen serbiert; der Preis ist gewöhnlich $\frac{1}{2}$ Piaster (12 Heller). Außer Brett- und Dominospielen werden immer Wasserpfeifen für den Gebrauch der Gäste bereit gehalten. Häufig werden die *Gahwas* von Märchenerzählern, Sängern und Musikanten besucht.

klärung erregte Schrecken und man wollte mit den „undelamini“ lange Zeit nichts mehr zu tun haben. Auf die Frage, was ein undelam sei, antwortete ein Alter: „Weißt du denn nicht, daß manche Menschen wieder aus dem Grabe hervor gehen? Kommt das in euerem Lande nicht vor? Bei uns Warfi geschieht es selten, daß der Leib wieder aufersteht, aber der Schatten des Verstorbenen lebt irgendwo. Sie und

da kommt er zu den Verwandten und belästigt sie, wenn er unzufrieden ist. Hast du nie gehört, daß Frauen in der Nacht laut schreien? Wenn man nachts plötzlich heftige Schmerzen fühlt, so verurteilt sie der Schatten des Verstorbenen, oder wenn von mehreren Geschwistern eines gestorben ist, so will der Schatten desselben Gesellschaft haben und macht eines der Lebenden krank, und kein Mittel will helfen. Um

ihn zu besänftigen, haben wir unsere Totenopfer; auf ein Bettgestell wird eine Decke ausgebreitet und davor werden schöne Gewänder hingelegt; der Schatten kommt, setzt sich hin, erfreut sich am Anblick der Kleider und zieht befriedigt von dannen; die Kleider gehören ihm, und man läßt sie entweder unberührt oder gibt sie einem alten Weibe, damit der Unwille des Schattens auf dasselbe übergehe; stirbt es deswegen, so mag es sterben; lange kann es ja doch nicht mehr leben; daher kommt es auch, daß alte Weiber vieles tun, was uns verboten ist; sie essen in Gegenwart anderer, was Frauen nicht dürfen; sie pflanzen auch Tabak, den wir uns von den Njuma oder Arabern kaufen müssen; sie kümmern sich eben nicht um den Tod. Hält trotzdem die Krankheit des Familienmitgliedes und somit der Zorn des Schattens an, so wird der Adjuz gerufen, der ein Opfer darbringt, nämlich ein Huhn oder ein Lamm. Ein solches Opfer wird für jeden verstorbenen Hausvater am Jahrestag seines Todes dargebracht; bis dahin dürfen die Angehörigen an keinem Feste teilnehmen. So ist es bei uns Warfi. Bei den Völkern der anderen Berge aber pflegt der ganze Mensch aus dem Grabe herauszukommen, und das ist der undelam. Er ist sehr häßlich, hat feurige Augen, verbreitet einen schlechten Geruch um sich, geht nachts herum, um die Leute zu belästigen, spuckt ihnen beim Schlafen ins Gesicht, ißt ihnen das Brot weg und trinkt die Milchtopfe aus.“ Darauf erzählte er mehrere „wahre“ Geschichten über diesen undelam und meinte schließlich, in Dilling gäbe es deshalb keine oder nur wenige undelamini, weil die Warfi auf die Bestattung der Toten die größte Sorgfalt verwenden. Sie graben nämlich einen Schacht von Mannshöhe und höhlen dann noch seitwärts eine geräumige Kammer aus, in welche die

Leiche so hineingelegt wird, daß sie zu schlafen scheint, das Haupt auf der rechten Hand ruhend. Der Eingang vom Schachte in diese Kammer ist ein rundes Loch, das mit einem Tonkrug verschlossen und vermauert wird.

Aus alledem ersieht man, daß der Neger trotz aller Sorglosigkeit, mit der er in den Tag hinein lebt, nicht ohne Ahnung eines Fortlebens im Jenseits ist. Es ist zwar ein düsteres Bild voll Unklarheit und Finsternis, was ihm jedoch kaum zum Bewußtsein kommt; anderseits aber fühlt er, daß es doch zu traurig und widersprechend wäre, wenn der Mensch für nichts auf diese Erde gesetzt und umsonst auf ihr leben würde. Diesen Widerspruch fühlte ein 15-jähriger Anabe, der bei Gelegenheit eines Begräbnisses zu einem Vater sagte: „Wie kann es doch Gott so schlecht mit dem Menschen eingerichtet haben, daß er eine Zeitlang wächst, immer kräftiger und schöner wird, dann aber wieder schwächer und häßlicher. Schließlich hört er auf zu atmen, und man tut ihn in die Erde hinein. Wann man dann nach einiger Zeit das Grab öffnet, um einen anderen Toten hineinzulegen, so findet man nur noch die Knochen; den übrigen Menschen haben die Mäuse und die weißen Ameisen aufgefressen.“

Diese Ahnung vom Jenseits ist übrigens nicht so verschwommen und unklar, daß der Begriff desselben als einer Vergeltung für das irdische Leben ganz verwißt wäre. Der Nuba denkt sich ja einen zweifachen Zustand des Menschen nach dem Tode, den einen als Schatten, due genannt, der, wenn auch nicht gerade glücklich, so doch zufriedener ist, oder von den Lebenden zufriedengestellt werden kann, wenn ihm etwas fehlt, den andern als häßlichen undelam, der nichts Gutes an sich hat, dem man auch nichts Gutes erweisen

kann und den man wegen seiner Bosheit nur fürchten muß. Den ersteren Zustand glauben die Warbi für ihr Volk beanspruchen zu dürfen, und das nicht ausschließlich und hauptsächlich wegen der sorgfältigeren Bestattung ihrer Toten, sondern aus einem tieferen Grunde. Sie sagen nämlich, Gott Schöpfer, den sie bil ibi nener und darunter den Schöpfer des Weltalls und vor allem der Menschen verstehen, habe bei der Erschaffung der Menschen jedem Volke ein eigenes Sittengesetz gegeben. Eine Handlung oder Unterlassung, durch die dasselbe verletzt wird, bezeichnen sie mit dem Ausdruck iri er, d. i. „etwas, was man fürchten muß,“ das also dem Begriff einer Sünde gleichkommt. Dieses Sittengesetz ist bei dem Volke von Dilling sehr ausgedehnt, so daß es unzählige iri er gibt; es umfaßt und regelt das Leben und die Gewohnheiten nicht nur des ein-

zelnen, sondern auch des ganzen Volkes; es enthält viele gleichgültige und auch abergläubische Bestimmungen, in seinem wesentlichen Bestandteil aber erweist es sich als teilweiser Ausdruck des Naturgesetzes und dient zur Aufrechterhaltung der allgemeinen Ordnung. Nun steht aber dieses Sittengesetz bei den Warbi in größter Achtung; es wird sich nicht leicht einer finden, der ein iri er begeht; man braucht einem nur, sei es Kind oder Greis, ein warnendes „iri er!“ zuzurufen, und sogleich wird er von der betreffenden Handlung ablassen. Dies konnte man in der Mission häufig beobachten; wurde einem Knaben etwas verwiesen, so fragte er mit erschrockenem Gesicht: „iri era? Ist es eine Sünde?“ Häufig kam es vor, daß Knaben den Namen ihres Vaters nicht sagen wollten. Schließlich erfuhr man den Grund; der Vater war nämlich gestorben, und ein Ver-



Türkisches Café.

storbener wird nicht genannt; es ist eine Sünde. Diese Achtung vor dem Sittengesetz und diese Furcht vor einer Übertretung desselben stammt daher, weil es wie ein Glaubenssatz feststeht, daß das iri er den Tod bringt, ohne daß es gerade ein plötzlicher, schmerzlicher oder gewaltjamer Tod sein muß. Aber die Warfi, wie überhaupt viele Negerstämme, fürchten den Tod an und für sich nicht; sie sind ein tapferes, mutiges Volk, bei dem das Wort scholkar, d. i. Feigling, als das größte Schimpfwort und kugul, d. i. Furchtloser, als das höchste Lob gilt. Nie wird man jemand stöhnen oder jammern hören; die größten Schmerzen werden schweigend ertragen. Sogar bei Kindern ist diese Eigenschaft allgemein; die Mutter brennt ihrem Sprößling mit einem glühenden Eisenstift das Geschwür aus, ohne daß dem Jungen ein Laut entfährt. Die Njuma werden verachtet, weil sie menschlings morden, aber einen Kampf Brust gegen Brust nicht aufnehmen. Ebenso lacht man viel über die ägyptischen Soldaten, deren Feigheit und Todesfurcht die Leute während der Expedition gegen die Mandal wahrnehmen konnten. Wenn sie nun trotzdem vor dem Tode, der die Folge eines iri er ist, eine solche Scheu zeigen, so liegt der Grund davon in ihrer Überzeugung oder wenigstens Ahnung, daß ein solcher Tod schlimme Folgen für den nachfolgenden Zustand des Menschen habe, oder daß jeder, der infolge des iri er stirbt, ein weniger erträgliches Los zu erwarten hat. Dieses Los ist aber nicht das eines undelam. Jeder weist mit Entrüstung die Zumutung zurück, daß er, auch infolge eines iri er, zu einem verabscheuten, unglücklichen undelam werden könnte. Dies ist das Los der benachbarten Stämme, weil sie ganz und gar ohne jedes Gesetz wie die Tiere leben. So tief stehen die Warfi nicht. Wenn sich aber einer von

ihnen einen Verstoß gegen das Sittengesetz zuschulden kommen läßt und infolge dessen stirbt, so bleibt er zwar ein due, fühlt sich aber nicht wohl und findet nicht die erwünschte Ruhe. Um ihm diese zu verschaffen, dazu haben die Warfi die Totenopfer. Die Totenklage ferner und die Bestattung werden als wesentlich für das Glück des Schattens betrachtet. Man meint, daß der Schatten sich tröste, wenn er sieht, wie man ihn so gern hatte und darum so herzlich um ihn weint und klagt und seine Überreste mit solch liebender Sorgfalt zur Ruhe bestattet. Es wird darum allgemein für das größte Unglück angesehen, in der Fremde unbeweint zu sterben oder gar ohne Bestattung zu verwehen.

Daß jedoch alte Weiber sich um man's iri er, wie z. B. das Anbauen von Tabak, ohne den sie nicht leben können, nicht kümmern, ist allerdings Tatsache. Aber das tun sie, nicht als ob ihnen ihr Schicksal nach dem Tode gleichgültig wäre, sondern weil sie überzeugt sind, daß ihr due nur glücklich sein kann; sie haben ja so viele Kinder zur Welt gebracht, ernährt und großgezogen und ihr ganzes Leben in mühevoller Arbeit und Sorge für ihre Nachkommen zugebracht. Ein iri er kann ihnen also weiter nicht schaden, ihnen höchstens den Tod früher bringen, den sie gern ertragen. Der Tod derjenigen, die ein hohes Alter erreicht haben, gilt stets als ein glücklicher Tod.

Über die Beschaffenheit des due konnte nichts ermittelt werden. Es wird dieses Wort nicht nur in den zwei Bedeutungen des körperlichen Schattens und des Zustandes des Menschen nach dem Tode gebraucht, sondern auch, wenngleich selten, als Ausdruck für die Seele des lebenden Menschen. So erzählte einst ein Buriche, daß er ein Mädchen, welches er liebte, von

deren Verwandten nicht zur Frau erhalten könne, weil ein anderer, der mehr Rühre habe, sich um sie bewerbe; er müsse sich nun um ein anderes Mädchen umschauen, was ihm sehr schwer falle, „denn,“ sagte er, auf seine Brust deutend, „unsere Schatzen haben einander zuerst begegnet.“

In dieser ganzen Anschauungsweise der Nuba bezüglich des Diesseits und Jenseits ist eine gewisse natürliche Einfachheit und Folgerichtigkeit nicht zu verkennen. Es fragt sich nur noch, wer den Tod wegen eines iri er, also als Strafe für eine Übertretung des Gesetzes, verursache.

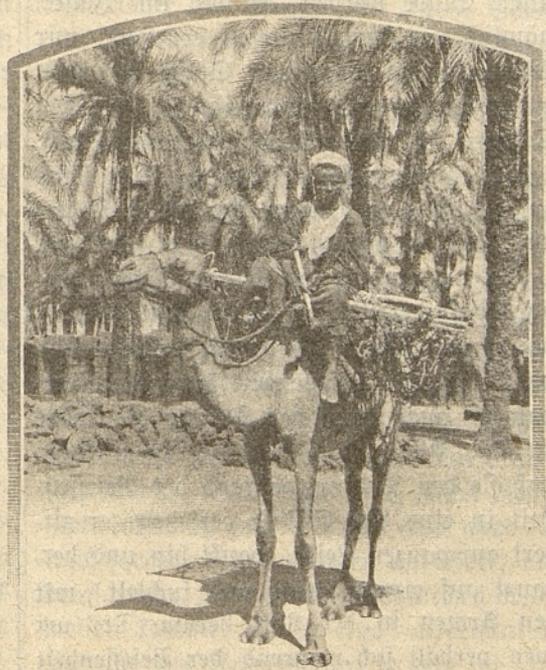
Stirbt ein Alter infolge Altersschwäche, so daß kein Grund zur Vermutung vorliegt, es könnte ein iri er dabei im Spiele sein, so sagt man: bil schunganga, Gott hat ihn weggenommen. Stirbt dagegen ein Mann in rüstigem Alter oder ein Jüngling an einer Krankheit, so daß man annimmt, sein Tod sei die Folge eines iri er, so heißt es: uri hurm, der uri hat ihn getötet. Also nicht Gott, der Gesetzgeber, sondern ein Mittelwesen, der uri, ist Hüter, Wächter und Rächer des Gesetzes. Das Gesetz heißt darum auch urin djar, das ist Sache des uri, und von jemand, der es übertritt, sagt man: urin djargi dwanjanga, er hat eine Sache des uri verdorben. So läßt man in einem Totensang den Verstorbenen klagen: „Welche Sache des uri habe ich verdorben, daß er mich getötet hat?“

Dieses Wesen, der uri, spielt im Leben der Nuba eine wichtige Rolle, ja, er ist der Mittelpunkt ihres religiösen und sozialen Lebens. Nähere Untersuchungen darüber ergaben folgende nicht uninteressante Tatsachen.

Es gibt bei den Warfi etwa 24 uri, von denen jeder seinen eigenen Beinamen hat,

der zugleich seine Macht und sein Amt bezeichnet. Das Haupt derselben ist der uri ture, der alte uri.

Der uri lebt und besteht nicht für sich,



Ägyptische Kamelreiter.

Zum mohammedanischen Ägypter, der in seinem Fatalismus in den Tag hinein lebt, passen so recht das phlegmatische Kamel und der genügsame Dattelbaum, ohne die man sich eine ägyptische Landschaft gar nicht vorstellen kann. Zur Vervollständigung dieses Bildes gehören höchstens noch die höckerige Büffelkuh und das verschmitzte Langohr.

sondern hat seinen Träger, meistens einen Mann; nur bei zwei oder drei uri kann es auch eine Frau sein. Dieser Träger des uri heißt kudjur. Es ist dies eine alte Substantivform vom Zeitwort kudj = an etwas hangen, von etwas getragen oder gehalten werden; kudjur ist also einer, an dem der uri hängt, von dem der uri getragen wird.

Der Kudjur ist jedoch nicht ein ständiger Träger seines uri. Dieser wohnt vielmehr in einer besonderen Hütte in dem Hofe,

der zur Behausung des Kudjur gehört. In dieser Hütte befindet sich unter anderem die Lagerstätte des uri, die aus einem Gestell mit daraufliegenden Stäben besteht. Diese Stäbe werden einmal im Jahre, nämlich vor dem Erntefest erneuert; nur Warfi dürfen die neuen Stäbe besorgen, daher werden die unter ihnen lebenden Sklaven frei und gelten hinfort als Warfi, sobald ihr Herr sie auffordert, einen Stab zum Kudjur zu tragen. Bei dieser Lagerstätte des uri pflegen die Warfi zu schwören.

Der uri ergreift von seinem Träger Besitz, sobald derselbe sich in die Hütte des uri begibt und sich auf dessen Lagerstätte setzt oder legt. Die Beseffenheit kann noch fort-dauern, auch wenn der Kudjur die Hütte verläßt. Alle uri haben das gemeinsam, daß sie den Kudjur während der Beseffenheit in eine Art Ekstase versetzen; er zittert am ganzen Leibe, wanzt hin und her, tanzt auf einem Beine und fuchtelst mit den Armen in der Luft herum. Der uri ture verhält sich während der Beseffenheit stumm; dagegen offenbart er seinem Träger verborgene und zukünftige Dinge und tut ihm kund, was von einzelnen oder vom ganzen Volke geschehen soll. Nach der Beseffenheit verkündet der Kudjur des uri ture dem Volke oder jenen, die in einer besonderen Angelegenheit zu ihm gekommen waren, was er von seinem uri vernommen hat. Alle anderen uri lassen ihren Träger heulen und verworrenes Zeug reden, woraus die Zuhörer sich einen Sinn zusammenstellen.

Der uri bleibt ewig in seiner Hütte wohnen. Stirbt sein Träger, so wählt das Volk einen aus der Familie des Verstorbenen zum Kudjur. Bisweilen auch ergreift der uri selbst von jemand Besitz und offenbart es auf die oben beschriebene Weise. Immer aber ist der Nachfolger ein Familienglied des verstorbenen Kudjur.

Der Kudjur des uri ture ist das geistliche und weltliche Oberhaupt der Bewohner der zwei südlicheren Berge von Dilling. Als geistliches Oberhaupt wird er von ihnen in wichtigen Angelegenheiten befragt, und er gibt durch seinen uri die Entscheidung; er verrichtet gewisse Ceremonien bei Geburten und Eheschließungen, wobei ihm ein Tribut entrichtet wird; schwerkranke Erwachsene werden zu ihm gebracht, damit er für sie ein Opfer darbringe, weil man annimmt, daß sie eine Sache des uri verdorben haben; er schlichtet Hader und Feindschaft, indem er die Streiterden zu sich ruft, sie im Namen des uri mit Wasser besprengt und beschwört, in Frieden zusammen zu leben; nach schweren Unglücksfällen, z. B. Brand, bei Errichtung einer neuen Wohnung, bei wichtigeren Verträgen begibt man sich zu ihm, um durch seine Vermittlung und durch Opfer den Segen des uri zu erlangen; die Erstlinge der Feldfrüchte werden von ihm geweiht, indem er sie dem uri in dessen Hütte darstellt. Als weltliches Oberhaupt hat der Kudjur vor allem für die Wittven und Waisen zu sorgen, wozu er von seinen Untertanen kleine Abgaben an Korn erhebt; stirbt ein Familienvater, so erhält er einen Teil von dessen Besitz an Vieh; sind unter den Kindern des Verstorbenen unverheiratete Töchter, so hat er für deren Verheiratung zu sorgen und erhält den Heiratspreis. Der Kudjur darf seine Einkünfte nicht zu seiner eigenen Bereicherung benutzen, sondern muß alles durch sein Amt Erworbene zum allgemeinen Wohle verwenden, hauptsächlich für die Wittven. So bilden die Bewohner dieser zwei Berge gleichsam eine große Familie; sie bezeichnen sich als uri turen iri, d. h. Leute des alten uri.

Alle anderen uri gehören den Bewohnern der beiden nördlicheren Berge. Jeder

uri hat eine Gruppe von Familien um sich, die nach ihm benannt werden. Daher gibt es dort z. B. Leute des uri keliran, Leute des uri mande, Leute des uri schaiman usw. Die Kudjure dieser uri aber haben nur geistliche Gewalt, die sie unter ihren Leuten in ähnlicher Weise ausüben wie der Kudjur des alten uri. Doch sind sie meistens auf ihren eigenen Gewinn bedacht und tyrannisieren ihre Leute oft durch allerlei lästige und lächerliche Verordnungen, die sie für den Willen des uri ausgeben. Die weltliche Macht dagegen ist in den Händen eines Häuptlings, welcher der Besitzer des tungi, eines zauberhaften Ringes ist. Dieser Ring ist nicht nur das Zeichen, sondern zugleich auch der Hüter seiner Gewalt, indem er, ähnlich wie der uri, Krankheit und Tod über die Widerspenstigen bringt. Auch bei diesem tungi pflegen die Waraki zu schwören, und die beiden Schwüre, nämlich bei der Lagerstätte des uri und beim tungi, gelten ihnen als die heiligsten.

In allen gemeinsamen Angelegenheiten des ganzen Volkes der Waraki regiert der Kudjur des alten uri zusammen mit dem Häuptling, doch hat der erstere immer den Vorrang. Beide werden darum auch vom ganzen Volke erwählt, jedoch so, daß die respektive Macht immer in der betreffenden Familie bleibt. Da aber das Sittengesetz, nämlich die Volksgebräuche, von altersher durch Überlieferung festgesetzt ist, so beschränkt sich ihre Macht darauf, daß sie den Vorsitz bei Volksberatungen führen, die immer bei der Hütte des alten uri abgehalten werden, daß sie über die Beobachtung der Überlieferungen wachen, wobei ihnen vom Volke erwählte Männer, kedjad, zur Seite stehen, und daß sie endlich die vom Gesetz vorgeschriebenen Volksfeste veranstalten und leiten. Mehrere ihrer früheren Befugnisse sind ihnen durch die Re-

gierung genommen worden, z. B. gerichtliche Entscheidungen.

So erscheint also dieses eigentümliche Wesen, der uri, als Vermittler zwischen dem Volke der Waraki und ihrem Schöpfer. Diesen erkennen die Nuba allerdings als den Herrn der Welt, von dem alles kommt und der über Leben und Tod gebietet, aber sie wenden sich nie direkt an ihn, nicht einmal bei ihren religiösen Festen und Opfern. Nur indirekt sprechen sie von ihm in unzähligen Ausdrücken und Wunschformeln, z. B. Gott gebe dir Gesundheit; Gott erhalte dir den Vater; Gott führe dich glücklich auf deinem Wege und bringe dich glücklich wieder zurück; Gott wehre dir (daß du dich von deiner Leidenschaft nicht zu einer schlimmen Tat hinreißen lässtest); Gott segne dich, mein Kind; Gott lasse dich groß werden; Gott wird für mich sorgen; wir vertrauen auf Gott; und dergl. mehr. In diesen und ähnlichen Redeweisen kommt häufig eine altertümliche Sprache zur Anwendung, so daß an eine Entlehnung aus entsprechenden arabischen Formeln nicht zu denken ist.

Außer an Gott den Schöpfer, den bil ibti, glauben die Nuba noch an andere bil oder Götter, die auf Erden, nämlich in den Bergen, wohnen. Es gibt mehrere, besonders gestaltete Höhlen, die als Gotteshöhlen bezeichnet werden. Vor einigen derselben findet man ein dreibeiniges Gestell, kaiti, mit einer Schale, in welche die Frauen ihre Opfer legen, die aus Brot und Kornbier bestehen und wegen der sie vom Berggott reichen Kindersegen erhoffen.

Die Nuba haben ferner einen Begriff von Engeln, die sie Boten Gottes nennen. Dieselben dienen Gott besonders bei der Schöpfung, indem sie seine Aufträge an die Menschen ausführten.

Aber das alles ist nicht der uri. Er ist von Gott eigens den Nuba gegeben, damit

er bei ihnen sei, ihre Bedürfnisse sehe, ihre Bitten höre und dann bei Gott das Gewünschte hole. Darum wendet sich das Volk direkt an den Kudjur und redet ihn, wenn es vom uri etwas wünscht, unter dem Namen des betreffenden uri an, von welchem der Kudjur der Träger ist. Dieser aber spricht nicht direkt mit dem uri, sondern bringt nur die Wünsche vor, z. B. „es möge Regen kommen; Gott gebe dem Kranken Gesundheit usw.“; dies gilt auch von den Wünschen und Gebeten bei den religiösen Volksfesten und bei der Darbringung der Opfer. Der uri nimmt die Gebete auf und bringt sie vor Gott.

Somit wäre der uri gleichsam der Schutzgeist des Volkes. Aber er muß für die Nuba noch mehr sein und zu ihnen in einer engeren Beziehung stehen. Wenn er nämlich, wie schon gesagt, der Hüter und Wächter der uralten Volksbräuche ist, mithin für den Fortbestand dieser Volksfamilie zu sorgen hat, insofern sie sich von den übrigen Völkerfamilien unterscheidet, wenn er sogar das Leben im Jenseits dieses Volkes beeinflussen kann, indem er für eine Verletzung der Volksbräuche, die als seine Sache gelten, einen unglückseligen Tod verhängen kann, so ist anzunehmen, daß er als der Begründer dieses Volkes ein natürliches Recht über dasselbe hat. Dann erklärt es sich, warum er in solch besorgter Teilnahme sich um das Volk kümmert, es als sein eigenes Volk betrachtet, es beschützt und mit Eifersucht bewacht.

Jeder uri ist also ein Stammvater. Die Nuba sind sich dieses Verhältnisses zum uri bewußt; sie nennen sich „Leute dieses oder jenes uri“, und in ihren Anrufungen geben sie dem uri den Titel „anaba“, d. i. unser Urvater; darum endlich bleibt der uri und sein Träger stets in derselben Familie.

Allein die große, überirdische Macht der

einzelnen uri über ihr Volk bleibt immer noch unverständlich, wenn dieselben weiter nichts als Stammväter sind. Sie müssen außerdem auch noch eine höhere Autorität befehlen haben; sie waren Könige oder Häuptlinge. Den Beweis dafür liefert der Name uri selbst, welches Wort auch bei den Nil-Nubiern in der Form uru vorkommt und der Titel der Könige des ehemaligen nubischen Reiches war.

Demnach ist der uri entweder der Geist des Stammvaters und Königs, der mit seiner übernatürlichen Autorität bei seinem Volke geblieben ist und von demselben verehrt wird, oder die königliche Autorität selbst, die personifiziert und als Geist gedacht wird.

Warum diese Naturvölker ihren Königen eine übernatürliche Autorität zuschreiben oder dieselbe sogar personifizieren, ist übrigens leicht zu erklären. Das Naturgesetz lehrt sie, daß unter den Menschen eine Autorität bestehen muß, da Gott die Menschen nicht sichtbar und unmittelbar regiert. Sie können sich aber diese schwer als eine bloße göttliche Gabe, ein abstraktes Recht denken, das seinem Träger keine übermenschliche Macht und Weisheit verleiht, sondern ihn ganz in seinem natürlichen Zustande läßt. Darum besitzen ihre Herrscher entweder gewisse Abzeichen, die zugleich Sitz einer magischen Kraft sind, oder aber ein überirdisches geistiges Wesen, das ihnen bei ihren Amtshandlungen mit seiner Macht und Weisheit beisteht.

Damit erklärt es sich auch, warum die Nuba Gott nicht verehren, obwohl sie ihn als ihren Schöpfer und Herrn anerkennen. Gott gibt sich mit ihnen ja nicht unmittelbar ab, sondern hat ihnen den uri als Vermittler gegeben; darum wenden auch sie sich mit ihren Gebeten und Opfern nicht an Gott, sondern an dieses Mittelwesen als ihren Sachwalter bei Gott.

Aber der Unterschied, den die Warfi machen zwischen der rein weltlichen Macht des Häuptlings, die in seinem zauberhaften Ringe ihren Sitz hat, und der hauptsächlich religiösen Gewalt der Kudjure, welche Träger eines Geistes sind, läßt noch auf einen anderen Ursprung und eine andere Bedeutung des uri schließen.

Wenn nämlich die Nuba bis vor etwa 300 oder höchstens 400 Jahren einem großen, gut eingerichteten, und zwar christlichen Reiche, mithin selbst dem Christentum angehört haben, so wird sich, wenn überhaupt etwas, vor allem eine Spur der hierarchischen Ordnung und kirchlichen Gewalt erhalten haben. Von dem nubischen Reiche von Aloa ist bekannt, daß die geistliche und weltliche Macht oft in einer Person vereinigt war; immer aber hatten die kirchlichen Würdenträger die Oberherrschaft, so daß die Könige und Häuptlinge von ihnen abhängig waren. Aber schon lange vor dem Untergang des Reiches, vielleicht schon jahrhundertlang, gab es unter diesem Volke keine Priester und Bischöfe mehr, da es durch die Araberstämme, die sich in das mittlere Niltal hineingeschoben und das Reich von Dongola zerstört hatten, von seinem kirchlichen Mittelpunkt in Alexandrien abgeschnitten war. So bildete sich naturnotwendig eine Laienkirche aus, indem die Nachkommen der priesterlichen Könige und Häuptlinge eine Art Gottesdienst in den verlassenen Tempeln weiterführten. Dabei verlor sich der Begriff der geistlichen Autorität als eines übernatürlichen Charakters; sie wurde personifiziert und blieb als ein überirdisches Wesen in den Kirchen wohnen. Da die Weihe, als Übertragung der priesterlichen Vollmacht, aufgehört hatte, trat an deren Stelle die Erblichkeit der Wahl, wodurch man in den Besitz jenes geistigen Wesens gelangte und sein Träger

wurde. Gerade die Eigenschaft der priesterlichen Gewalt, daß sie ihren Träger zu einem Vermittler zwischen Gott und den Menschen macht, wurde bei deren Personifikation weiter ausgebildet; jenes überirdische Wesen trat damit immer mehr in den Vordergrund und wurde schließlich der Mittelpunkt des religiösen und sozialen Lebens des Volkes, weil ja mit der geistlichen gewöhnlich auch die weltliche Macht verbunden war. Bei der Auswanderung mußten zwar die Kirchen, in denen diese Geister wohnten, verlassen werden; um jedoch die letzteren mitzunehmen, geschah nach den auf die Wanderung bezüglichen Sagen zu schließen, wahrscheinlich etwas Ähnliches, wie wenn heute ein Kudjur seinen Wohnplatz verändert; er nimmt nämlich aus der Hütte seines Geistes die Lagerstätte desselben und einige andere Gegenstände, die dem Geiste besonders angehören, an seinen neuen Aufenthaltsort mit. Somit wären die jetzigen Geisterhütten, in denen das Volk die uri gegenwärtig glaubt und verehrt, eine Nachbildung seiner ehemaligen christlichen Kirchen; es wahrt und hütet darin mit der größten Sorgfalt und Ehrfurcht die traurigen Reste seines verlorenen Gutes und Heiligtums.

Daß dem uri so manches Abgeschmackte und Lächerliche anhängt, ist nach dieser Erklärung nicht zu verwundern; denn sobald man sich die Autorität als ein geistiges Wesen denkt, muß sich dasselbe auch offenbaren, so daß man erkennt, wenn es von seinem Träger Besitz ergreift und durch ihn redet oder handelt. Für diesen Zweck ist der Zustand einer Art von Beseffenheit oder Ekstase ganz folgerichtig gewählt.

Man kann sich eines Gefühles der Wehmut und des Mitleids mit diesem merkwürdigen Volke nicht erwehren, wenn man sieht, wie es, von Anfang an nur mit

einem dürftigen Christentum, nämlich der jakobitischen Irrlehre, bekanntgemacht, dann ohne Schuld von seinem geistigen Lebensprinzip, der Mutterkirche, getrennt wurde, aber bis auf den heutigen Tag alles getan hat, um von seiner Religion so viel als möglich zu retten, und sich endlich sogar in diese einsamen Berge zurückzog, um ungestörter seinen Überlieferungen leben zu können. Man darf aber auch hoffen, daß Gott diesem Volke gnädig sein werde, denn wenn bei heidnischen Völkern als Vorbedingung zu ihrem Heile der Glaube an die Offenbarung verlangt wird, so besitzen die Nuba mehr; ihre Überlieferungen und Gesetze wurzeln im Christentum, und von der treuen Erhaltung und Beobachtung derselben erwarten sie für sich ein erträgliches Dasein im Jenseits, und einen Verstoß gegen dieselben betrachten sie als ein iri er, als etwas, was man fürchten muß, als eine Sünde, die einen unglückseligen Tod bringt.

Es müßte eine Freude und auch eine Leichtigkeit sein, dies Volk in den Schoß der Kirche, der es ja noch nicht ganz entfremdet ist, zurückzuführen, aber leider hat der Islam, welcher die erste Schuld an der geistigen Verarmung desselben trägt, seine zerstörende Arbeit mit neuer Kraft und der ihm eigenen Fähigkeit wieder aufgenommen; seine Wurzeln dringen immer tiefer in den Boden des nubischen Gemütes und suchen den letzten christlichen Saft, der sich noch darin vorfindet, aufzusaugen.

Wie weit sein Einfluß im Volke schon gediehen sei, sollte sich im mohammedanischen Fastenmonat Rhammadan zeigen, dem man aus eben diesem Grunde in der Mission mit einer gewissen Spannung entgegen sah.

Der Rhammadan fiel in jenem Jahre mitten in die Regenzeit und begann am 25. Juli.

(Fortsetzung folgt.)

Das Tagewerk eines Missionärs.

Von P. Matthias Baumann, Missionär vom hlst. Herzen Jesu.

(Fortsetzung.)

Nach der heiligen Messe tischt mir mein schwarzer Koch schwarzen Kaffee auf, wozu Brot und Bananen genossen werden. Sodann geht es zur Schule. Vorn sitzen die Knaben, hinten die Mädchen. Ich muß nämlich auch unterrichten, da auf meiner Station sich keine Schwestern befinden. Zuerst wird gebetet, und dann überblicke ich die Häupter meiner Lieben. Manche scheinen vor dem Wasser zu viel Scheu gehabt zu haben und müssen noch einmal an den Eimer. Hand- und Taschentücher haben unsere Kanaken nicht; entweder trock-

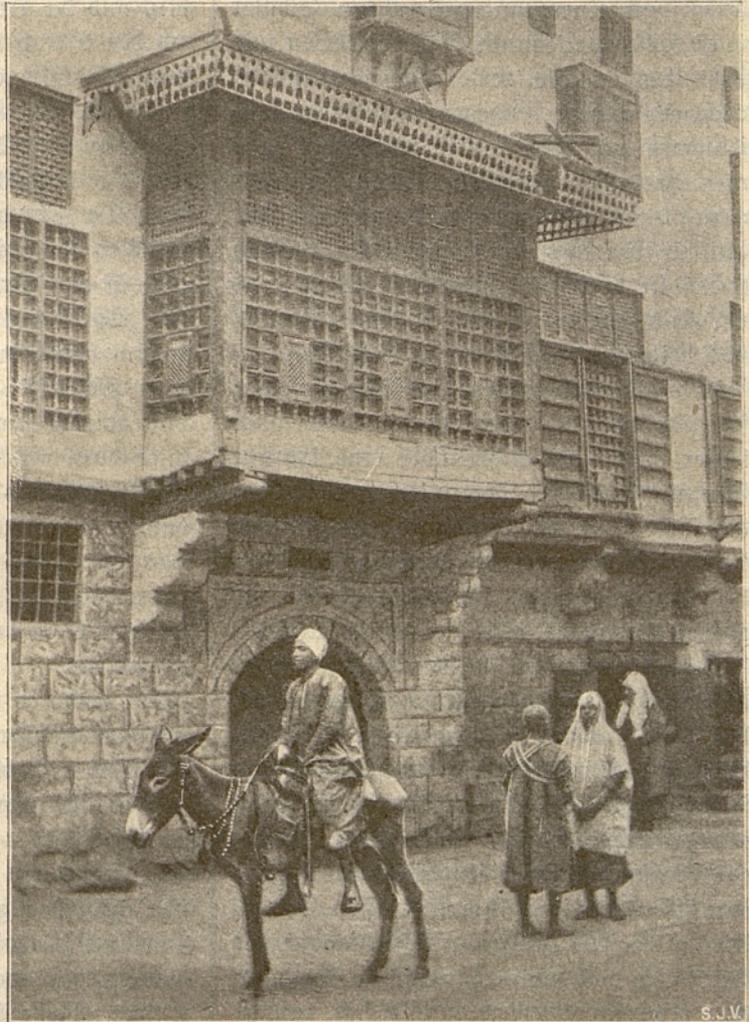
nen sie sich mit ihrem Leinentuche ab oder lassen die warme Luft dieses Geschäft besorgen. Einige Schulkinder fehlen; die einen liegen daheim mit Wunden behaftet, andere scheinen aber heute schwänzen zu wollen. Da fehlt schon seit einiger Zeit ein Bürschlein, dessen Eltern wohl katholisch sind, der aber zurzeit bei seinem noch heidnischen Onkel sich aufhält. Der Kleine läuft nun lieber dem Herrn Onkel zum Seeufer nach oder geht mit ihm in die Bananenpflanzung, und der Onkel scheint den Schulunterricht für ziemlich unnütz zu halten.

Ich schicke daher einen Hilfskatecheten zum Onkel, um nach dem Schwänzer zu fragen. Da der Katechet ununterrichteter Sache zurückkehrt, begeben sich beide selbst in das nicht weit liegende Gehöft und sehe noch gerade

den Onkel über eine Hecke hinwegsetzen, während der Kleine in einer Hütte sich zu verbergen sucht. Auf mein gütiges Zureden kriecht er aus seinem Versteck hervor, schreitet tapfer vor mir her zur Schule,

Arabisches Haus.

Die gewöhnlichen arabischen Stadthäuser, die selten mehr als zwei Stockwerke haben, sind im Erdgeschoß aus Stein gebaut, während der Oberstock durchgängig nur aus ungebrannten Lehmziegeln aufgeführt ist. Charakteristisch sind die mit aus kreuzweise übereinander genagelten Lattenwerk abgeschlossenen Balkone, Muschrabien genannt, auf denen das Trinkwasser in porösen Gefäßen gekühlt wird, und die den Frauen des Hauses Gelegenheit bieten, durch die kleinen Öffnungen auf die Straße zu blicken, ohne selbst gesehen werden zu können. Will man in einem arabischen Hause einen Besuch abstaten, so meldet man sein Kommen mit dem an der Haustüre angebrachten eisernen Klopfer an. Auf die Frage von innen: „Min?“ (Wer ist da?) antwortet man: „Jstah!“ (Öffne!) Ist es ein mohammedanisches Haus, so hat der Besucher noch einige Augenblicke draußen zu warten, ehe er eintritt, um den etwa in der Nähe der Tür sich aufhaltenden Frauen Zeit zu lassen, sich in die Frauengemächer, den Harem, zurückzuziehen. Nachdem wird er in den Empfangsraum geführt, in welchem ein niederes Sofa auf drei Seiten an der Mauer hinläuft; der Ehrenplatz ist immer genau der Tür gegenüber. Die ersten Fragen, die ausgetauscht werden, beziehen sich auf die Gesundheit; der Gruß „Salam aleikum!“ (Der Friede mit Euch!) ist allein den Moslemin vorbehalten. Zu jeder Tageszeit werden die Besucher mit Kaffee bedacht, den ein umhergehender Diener jedem der Reihe nach darbietet, wobei er sorgfältig die Rangordnung einhält. Wenn ein Besucher um die Essenszeit kommt, so muß er unbedingt eingeladen werden, an der Mahlzeit teilzunehmen, wenn auch nur pro forma. Außer Kaffee werden den Besuchern auch Zigaretten gereicht.



und seit der Zeit fehlt er nicht mehr. Von größter Wichtigkeit ist nun für unsere schwarzen Schulkinder der Religionsunterricht, und auf ihn wird die größte Sorgfalt verwendet. Die Kanakenjugend ist wohl bildungsfähig, und manches Kind gibt ganz gute Antworten, wie man es besser von einem guten Deutschen Schüler nicht verlangen könnte. Auch im Lesen und Schreiben machen viele gute Fortschritte, während andere hingegen mit dieser Wissenschaft auf keinen grünen Zweig kommen. Das Rechnen scheint ihnen am allerwenigsten zu behagen, während die Geographie manchen interessiert. Am Gesang haben sie meistens ihre helle Freude; gewöhnlich müssen sie die Lieder ernsteren und heiteren, religiösen und weltlichen Inhalts auswendig lernen. Ich singe dieselben so lange vor, bis sie „sitzen“; als Gesanglehrer muß man daher über eine kräftige Stimme verfügen. Zuweilen begleite ich die Lieder auf der Trompete, was anfangs einen geradezu verblüffenden Eindruck auf die Kleinen machte, die so etwas noch nie gehört hatten.

Die Aufmerksamkeit der Schüler wird allerdings durch mancherlei Dinge abgelenkt. Da kommt ein armseliger Kanakenhund ins Schulklokal hereingeschlüchtern, um seinen Herrn zu suchen; Erwachsene gehen an der Schule vorbei und haben diejem oder jenem Schüler ein Wort zu sagen; eine Mama bringt ihren kleinsten Sprößling zu dessen größerer Schwester in die Schule, so daß man an manchen Tagen in eine Kleinkinderbewahranstalt sich versetzt glaubt. Da kommt mein Pferd zum Wasserbehälter, der neben dem Wohnhause steht, und bemerkt nun in den Körben der Mädchen Bananen, die ihm recht gut behagen. Sofort eilten die Verraubten hinaus, um ihre Körbe in Sicherheit zu bringen. Einige, die ihre kleinen Geschwister bewa-

chen, langweilen sich wohl beim Schreiben und zwicken die Kleinen, bis ich, satt von deren Geschrei, die ganze Gesellschaft hinausjage. In der letzten Bank sind einige recht un aufmerksam und machen Jagd auf die Kopfbewohner ihrer Vorderleute. Einige Knaben wollen absolut nicht artig sein, und da greife ich mal zum Stöckchen, um den Staub nicht gerade aus ihren Hosentaschen, da sie keine anhaben, sondern aus ihren Leinentüchern auszuklopfen. Obwohl die Prozedur viel Staub aufwirbelt, so hat sie doch die beabsichtigte Wirkung nicht verfehlt. Da geht gerade einer an der Schule vorüber, der mir gestern (am Sonntage) nicht in der Kirche gewesen zu sein scheint. „He, To Pal (Herr Haus), alter Knabe, warum warst du gestern nicht in der heiligen Messe?“ — „Pater, ich habe den Gottesdienst nicht versäumt; ich bin ein guter Katholik.“ — „Ich habe dich aber nicht gesehen.“ — „Ich stand nahe bei der Tür,“ erwidert er, „und du hast im vartovo (Predigt) gegen die schlechten Tänze gesprochen.“ — „Dann ist es gut, du bist überhaupt ein braver Kerl.“ — „Das will ich meinen.“

Ein anderer sucht sich an meiner Wohnung vorbeizudrücken und scheint ein böses Gewissen zu haben. Muß Geratewohl frage ich ihn: „Warum warst du gestern nicht in der Kirche?“ — Er: „Wer hat dir gesagt, daß ich gestern nicht in der Kirche war?“ — Ich: „Das geht dich weiter nichts an.“ — Er: „Allerdings, gestern war ich nach Blavolo gegangen, wollte dort noch der heiligen Messe beiwohnen, kam aber zu spät.“ — Das letztere durfte ich allerdings bezweifeln. Er versprach aber, den Gottesdienst nicht mehr zu versäumen und würde überhaupt den nächsten Samstag beichten kommen. Also der gute Wille fehlt nicht, und mit dem muß ich schon zufrieden sein.

Während nun die Knaben unter Leitung

des Katecheten lesen und schreiben und die Mädchen von der Frau des Katecheten unterrichtet werden, lasse ich mein Pferd herbeiführen und sattle es, um eine von meinen Nebenstationen zu besuchen, wo der Katechet den Unterricht erteilt. Unterdessen ist es recht heiß geworden; zudem gibt es so wenige Reitwege im Innern, daß ich streckenweise durch Schluchten und schlechte Kanakenpfade das Pferd führen muß. Beim Katecheten angelangt, erfahre ich die letzten Neuigkeiten, und zwar sind dieselben selten von angenehmer Natur. Einige Kinder z. B. schwänzen öfters die Schule, und da muß ich die Eltern auffuchen, damit sie besser auf die Kinder aufpassen; dort ist ein Kind von wesleyanischen Lehrern gewaltsam von uns abgehalten worden, unsinnige Verleumdungen sind von Wesleyanern gegen uns ausgestreut worden, aber bei diesen argwöhnischen und in mancher Hinsicht naiven Kanaken bleibt leicht etwas hängen. Dort wurde ein katholischer Katechet von einem wesleyanischen Lehrer ohne irgendeine Veranlassung seinerseits unterwegs überfallen und einen Abhang hinabgestürzt, so daß vor Gericht geklagt werden muß, damit unsere Leute des Lebens sicher seien. Hier hat ausnahmsweise eine Frau ihren Mann ordentlich verprügelt, und nun möchte letzterer sich von ihr scheiden lassen. Da muß ich denn sorgen, daß der Friede in den aufgeregten Gemüthern wieder hergestellt werde. Um einige Sorgen reicher kehre ich wieder nach meiner Wohnung zurück, wo dann gegen 11 Uhr Schulschluß gemacht wird. Nachmittags fällt überhaupt die Schule aus.

Nach dem Unterricht heißt es, eine Menge Wunden zu verbinden, was keine sehr angenehme Arbeit ist. Solange Verbandzeug und Jodoform ausreichen, werden die Wunden der Schulkinder verbunden, sonst bleiben sie mit ihren Wunden

wochenlang ohne Pflege in ihren Hütten liegen; infolge der Unreinlichkeit aber verschlimmern sich dieselben, und manchen sind die Beine schon abgefault. Andere wiederum leiden nicht an körperlichen Wunden, aber ihr Lendentuch sieht recht schwindföchtig aus. Die einen bitten um Nadel und Zwirn, um ihre Kleider auszubessern, die andern wollen in meiner Bananenpflanzung arbeiten, um sich ein Lendentuch zu verdienen. Es wäre verkehrt, den Kindern umsonst ein Stück Tuch zu geben. Die Kleinen sollen an die Arbeit gewöhnt werden. Was dem Eingeborenen nichts kostet, weiß er auch nicht zu schätzen. Allerdings kann ich nur solange den Kindern ausshelfen, als mein Stoffvorrat reicht, und der ist gewöhnlich schnell erschöpft. Darum sind mir stets Stoffreste angenehm, denn hier kann man damit im eigentlichen Sinne des Wortes „die Nackten bekleiden“.

Nach der Schule lasse ich die Kinder gewöhnlich eine halbe Stunde lang arbeiten; die Knaben holen Holz für die Küche, und die Mädchen reinigen das Gehöft. Die Kleinen sollen auf diese Weise einigermaßen die Mühe des Unterrichtes entgelten. Es wird nun Mittag, und der kleine Koch wird fürs Essen gesorgt haben. Mit seiner Kochkunst ist es wohl nicht weit her, aber ein Missionär gibt sich mit wenigem zufrieden. Das Essen besteht gewöhnlich aus aufgewärmtem Büchsenfleisch und gerösteten Laros. Als Tafelgetränk haben wir im allgemeinen Regenwasser, das in einem Behälter aufgefangen wird, 25 Grad Wärme aufweist, und wenn es lange gestanden hat, eine Menge Krankheitsstoffe in sich birgt. Gesundheitshalber ist es daher vorteilhafter, Tee, wenn auch letzter Qualität, zu trinken. Die Füße des Tisches oder des Schrankes, auf oder in dem sich die Speisen befinden, müssen in Büchsen, mit Wasser gefüllt, stehen, damit nicht un-

zählige Ameisen als unwillkommene Gäste am Essen teilnehmen.

Nach dem Mittagessen ist in den Tropen die Siesta eine Notwendigkeit. Aber schon stehen vor der Wohnung einige Frauen mit einem Erdenpilger, der gekauft werden soll. Mein Koch geht mit als Kaufpate, und kurz darauf fließt das Wasser der Wiedergeburt über den Kleinen Kanaken. Den Taufnamen gebe ich gewöhnlich selber; den Eigennamen besorgen die Verwandten; nach irgend einem Ereignis, das mit der Geburt zusammentrifft, wird das Kind benannt, z. B. ist gerade eine Brotfrucht vom Baume gefallen, und das Kind wird To Kapioka (Brotfrucht) benannt. Familiennamen kennen die Eingeborenen nicht. Ich trage also den neuen Sohn der Kirche ins Taufregister ein: Johann To Kapioka, Sohn des Petero To Koake (Sonne) und der Agatha Ja Da (Mond). Kaum ist diese Arbeit vollendet, so werde ich zu einem Verfehgange gerufen. Bei der furchtbaren Hitze und dem jäh bergauf und bergab sich windenden Kanakenpfaden ist so ein Gang wirklich kein Vergnügen. Ich frage den Eingeborenen, ob es eile, und da er mir erklärt, die Weiber seien schon am Weinen, bezw. Heulen, mache ich mich unverzüglich auf den Weg, das Sakramentum in einer Kapsel tragend, während ein Knabe mit dem heiligen Öl und der Stola folgt. Von Lalar, Chorhemid und Licht kann keine Rede sein. Der Kranke selbst hat nach mir verlangt, ist fleißig zur Kirche gekommen, und alle drei Wochen zur heiligen Kommunion gegangen. Nun liegt er an schwerer Lungenentzündung danieder, und seine Verwandten haben ihn vor die Hütte getragen. Die um ihn Stehenden sind meistens katholisch und machen mir sofort Platz. Der Kranke wird so unter freiem Himmel versehen und empfängt mit rührender Andacht die hl. Sterbesakramente.

Solch eine Szene ist ein Trost für den Missionär und macht ihn manchen Ärger und manche Entbehrung vergessen. Im selben Gehöfte erfahre ich nun, daß eine Stunde weiter eine kranke Frau sich befindet, die ich auch seit längerer Zeit nicht mehr beim sonntäglichen Gottesdienst gesehen habe.

Mit meinem Begleiter und einem Führer geht es nun weiter durch den hohen Wald auf einem ausgetretenen Kanakenpfade. Über einige Waldbriesen, die den Pfad versperren, muß ich hinwegsetzen; ab und zu muß eine Bambushecke, die eine Bananenpflanzung umzäunt, überklettert werden. Endlich, am bezeichneten Gehöfte angelangt, vernehme ich, daß die Kranke eine halbe Stunde weiter in das Gehöft ihrer Verwandten getragen worden ist, denn dort, wo sie herkommt, soll sie nach Kanaken Sitte auch beerdigt werden. Erschöpft erreiche ich die Hütte der Kranken, die, von ihren meist noch heidnischen Verwandten umringt, auf einer Matte außerhalb der Hütte liegt. Das erfrischende Wasser der jungen Kokosnuß wirkt wieder belebend auf mich, und nun muß ich unter Benutzung der Ellenbogen bis zur Kranken vordringen und feststellen, daß es mit ihr wahrscheinlich zu Ende geht. Sie leidet an einer furchtbaren Beinwunde, die einen pestilenzartigen Geruch verbreitet. Glücklicherweise liegt die Kranke nicht in der Hütte, sonst wäre es nicht zum Aushalten. Eine ältere Tante will absolut neben der Kranken bleiben, obschon ich ihr zu verstehen gebe, daß sie etwas zurücktreten soll, da wir beide allein über eine Sache des lotu (Gottesdienst) zu sprechen hätten. Da die Alte nicht in genügender Entfernung bleibt, um mir Zeit zu geben, ungestört die Berichte zu hören, muß ich sie etwas unsanft weiter schieben. Nachdem die Kranke versehen ist, schaue ich mir die anderen Leutchen mal an und lade sie ein, auch bald

zum Unterricht zu kommen. Eine Alte unterstützt mich bei dieser Bemühung und schimpft die jungen Leute aus, weil sie noch nicht zum Unterrichte gekommen seien. Ich belobe sie ihres Eifers um die gute Sache wegen und ersuche sie, doch auch zum vartovo zu kommen. Sie meint, sie sei zu alt, und ihr Gesicht zu runzelig, man würde sie nur auslachen. Ich versichere sie, daß der Himmel für alle sei, nicht nur für die jungen Leute, und daß sie noch schöner im Jenseits sein werde, als sie in ihrer Jugend gewesen. Das zieht, und sie verspricht, am lotu teilzunehmen. Eine andere ältere Dame will von der Religion der Weißen nichts wissen. Wie ihre Vorfahren gelebt, so will auch sie leben. Auf meine Frage, wo denn nach ihrem Tode ihr Schatten (Seele) leben werde, antwortet sie, sie würde in ihrem Gehöfte stets verweilen, da sie als Arme nicht in das Paradies eingehen dürfe. Ich versuche, ihr die Hölle ein wenig heiß zu machen; sie aber erwidert mir, sie sei ganz gern im Feuer. Da zünde ich ein Kokosblatt an und halte es ihr nahe an ihre ungewaschene Haut. Sie begreift, daß es etwas anderes ist, neben dem Feuer zu sitzen, als mitten in demselben zu braten, und läßt sich auf meine Versicherung hin, der Himmel sei auch für sie da, für den Katechumenenunterricht einschreiben.

Nun wird es Zeit, den Rückweg anzutreten, denn von der Nacht darf ich nicht überrascht werden. Unterwegs kommt ein altes Mütterchen des Weges und trägt in einem Tuche eine fieberkranke Enkelin. Ich erfahre von ihr, daß sie noch Heidin und auch das Kindlein noch nicht getauft ist. Glücklicherweise hat sie etwas Wasser in einer Kokosnussschale, und indem ich vorgebe, den heißen Kopf des Kindes abkühlen zu wollen, kaufe ich es und erfahre später, daß es gestorben und so ein Engelchen mehr

im Himmel ist. Todmüde auf meiner Station angelangt, nehme ich eine erfrischende Abwaschung vor; dann stehen Katechumenen da, die auf den Unterricht warten. Da ich heute zu müde bin, lasse ich die Gebete hersagen und heiße sie den anderen Tag wieder kommen. — Es ist nun Abend, die Glocke „weint“ wieder zum Angelus; die nahe bei meinem Gehöft wohnen, kommen mit zur Kirche zum Abendgebet.

Mittags hatte ich zum Essen Büchsenfleisch mit Laros, abends braucht man nur die Überreste vom Mittag aufzuwärmen. Nach dem Abendessen suche ich auf der Veranda des Hauses auszuruhen und rauche ein Pfeifchen, oder es wird beim Scheine der Petroleumlampe ein wenig studiert oder gelesen. Ab und zu erscheint noch ein Eingeborener, der mir faule Eier verkaufen will oder seine Sorgen vorbringt; gewöhnlich handelt es sich um Familienstreitigkeiten, und da muß ich denn als Friedensvermittler in Aktion treten. Überhaupt soll ich für alles Rat wissen.

Gegen 9 Uhr begeben ich mich zur Ruhe und hoffe die Nacht nicht mehr gestört zu werden. Nächtlüche Verschwänge sind nämlich gar nicht so selten, und obschon wir dann nicht unter der Sonnenhitze zu leiden haben, so wird man doch vom nächtlichen Tau ganz durchnäßt, und in nassen Kleidern ist es auch nicht interessant einherzumarschieren. Die Eingeborenen selbst begeben sich nicht so früh zur Ruhe, sondern lärmen noch bis spät in die Nacht hinein, besonders wenn Tänze einzuläßen sind. Erfreulich ist, daß in manchen Gehöften abends schön zusammen gebetet wird, und während früher fast nur Männer zur Kirche und zum Unterrichte kamen, da das weibliche Geschlecht verachtet ward, so hat sich letzteres, durch das Christentum aus seinem unwürdigen Zustande befreit, im großen und ganzen auch hierzulande als das fröm-

mere Geschlecht gezeigt. Glücklich ist der Missionär, wenn er nur arbeiten kann, und ein großes Opfer ist es für ihn, wenn er tagelang durch das Fieber aufs Krankenlager geworfen wird, was auf Neupomern keine Seltenheit ist.

Die religiösen Übungen des Missionärs habe ich in meiner Beschreibung wenig erwähnt; aber es versteht sich von selbst, daß der Missionär dieselben nicht vernachlässigen darf. Erlebt der Missionär auch manche Enttäuschung, werden auch manche Hoffnungen geknickt, fühlt er sich einsam und

verlassen von den Menschen, so hat er doch immer einen Freund in seiner Nähe, den göttlichen Heiland im armen Missionskirchlein. Ihm kann er seinen Kummer anvertrauen, sein Leid klagen; nur bei ihm, dem Meister der Apostel, der Missionäre, findet er wahren Trost; denn auch für uns Missionäre gelten neben dem Befehle: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker“, die Worte der Verheißung: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt!“

Auch er starb für den Kaiser.

„Alexander ist am 26. Juni gottergeben gestorben und am 28. beerdigt worden. So sehr er anfangs am Leben hing, so bereitwillig nahm er zuletzt den Tod aus der Hand Gottes an. Vor dem Sterben betete er eine ganze Viertelstunde der Krankenschwester die Sterbegebete und Stoßgebetelein nach. Dann sagte er zur Schwester: „Beten Sie für mich; wenn ich im Himmel bin, werde ich für Sie beten.“ Hierauf betete er noch ein Ave-Maria und schloß dann ganz ruhig ohne Todeskampf ein.“ So schrieb der Militärseelsorger aus Böcklabruck am 2. Juli.

Wer ist nun dieser Alexander? Als Kaisersjäger des 4. I. R.-F.-Regiments starb er, und doch stand seine Wiege nicht in Tirol. Das Schicksal hat ihn weit, weit hergerufen von den Ufern des Nils weg aus Oberägypten. Auch daß seine kurze Lebenslaufbahn ein solches, sagen wir dazu rühmliches Ende nehmen würde, hätte noch vor drei Jahren niemand geahnt.

Auch sein Geburtsort kann nicht mehr ermittelt werden; wahrscheinlich war er

Konstantinopel oder Sofia in Bulgarien, wo er laut Taufregister unserer Missionsstation in Assuan (Oberägypten) am 22. Mai 1896 getauft worden sein soll.

Mit seinen Eltern kam der Kleine einige Jahre später nach Assuan, wo sein Vater Milan Stolich (Stolitsch), ein Kroat, beim Bau des Nilstauwerkes Arbeit genommen hatte. Eines Tages jedoch verließ derselbe sein Kind und dessen Mutter; letztere, aller Wahrscheinlichkeit nach eine Dalmatinerin, namens Vittoria Barozi, starb nicht lange hernach im Frühjahr 1901 zu Assuan an den Folgen eines an ihr begangenen Verbrechens.

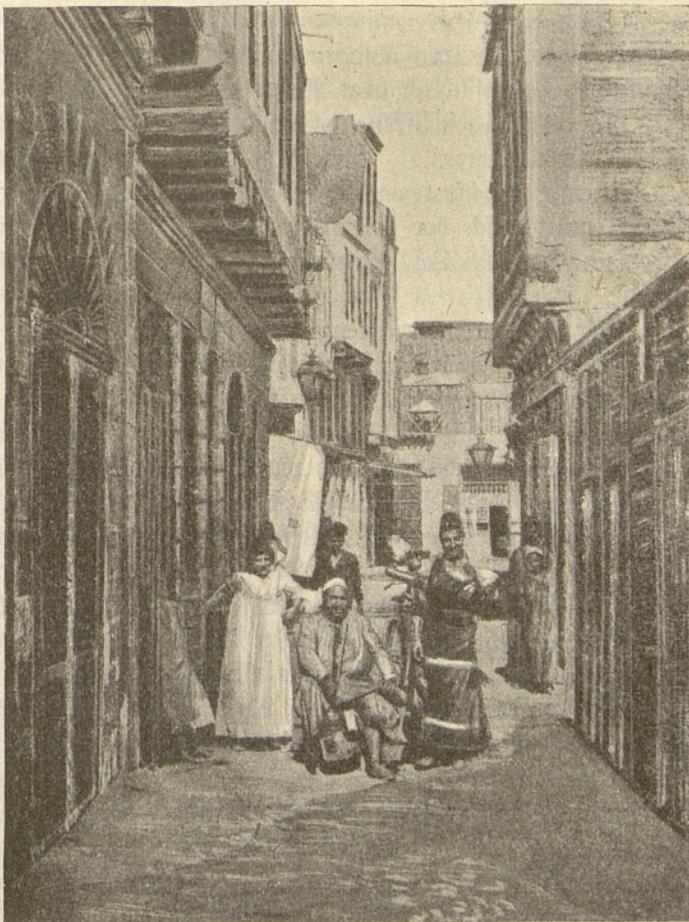
So stand nun der arme Alexander, noch nicht 6 Jahre alt, auf einmal als Doppelwaise da, und er wäre verkommen, hätten ihn nicht unsere Missionschwester, die seiner unglücklichen Mutter beim Sterben beigestanden, mit sich in die Mission genommen. Dort erhielt der kleine Stolich mit den anderen Böglingen seine religiöse Erziehung, sowie Elementarunterricht im Arabischen, Italienischen und Rechnen.

Größer geworden, erlernte er in der Stadt Assuan und im Missionshause die Bäckerei und nebenbei von einem unserer Brüder die Buchbinderei. Sein Vater erkundigte sich zwar von Zeit zu Zeit von Transvaal her und aus Amerika nach dem Kleinen, jagte sich aber schließlich ganz von ihm los.

Im Jahre 1911 entschloß sich Alexander, die Maschinenschlosserei zu erlernen, und trat zu diesem Zwecke in die gerade damals in Assuan von der ägyptischen Regierung eröffnete und militärisch organisierte Mechanikerschule, wo er zur Zufriedenheit seiner Lehrer gute Fortschritte machte. Um sich noch mehr auszubilden, glaubte er in Europa bessere Gelegenheit zu haben, und so treffen wir ihn Ende Juli 1914 in Triest, aus Ägypten angekommen. Der eben ausgebrochene Weltkrieg machte seine Hoffnungen zu Wasser, denn er entvölkerte und schloß die Werkstätten. So lenkte er seine Schritte dem Missionshause Milland zu, wo er im Laufe der Zeit die deutsche Sprache erlernte und sich sonst nützlich machte, besonders in der Wartung und Bedienung eines Kurses des f.-b. Knabenseminars, welcher sich seit Herbst 1914 bei uns einquartierte. Die Schüler dieses Kurses und ihr hochwürdiger Herr Präfekt werden gewiß seiner im Gebete und noch lange gedenken!

Die Musterung im Frühjahr 1917 brachte auch ihn unter die Waffen, zum 4. Tiroler Kaiserjäger-Regiment, zunächst nach Böcklabruck zur Ausbildung, da er eine aus-

ländische Staatsangehörigkeit nicht nachzuweisen vermochte. Wie man voraussehen, setzte der harte Winter und der strenge Dienst seiner Gesundheit sehr zu. Seine an heißes Klima und dünne Wüstenluft gewöhnte Lunge erkrankte und es ging rasch, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, mit ihr zu Ende. Am 22. Mai kam er schwer lungenkrank ins Bürgerhospital zu Böcklabruck, um es nach einem Monate mit dem besseren und ewigen Leben zu vertauschen. Das können wir zuversichtlich hoffen, denn er verbrachte ein gutes Jünglingsleben und mehr als einmal wies er verlockende Versuchungen von



Straße in Kairo.

sich. Dem allen setzte er durch seinen er-
 haulichen und durch viel Gebet und Saft-
 mente-Empfang wohl vorbereiteten Tod die
 Krone auf. Er möge jetzt beten für die

schwergeprüfte Mission und seine Erzieher,
 welchen er nächst der Güte Gottes seine
 christliche Erziehung verdankt. M.

Nachrichten des Theologen-Missions-Verbandes Österreichs. (Th. M. Vb. Ö.)

Redigiert vom Vorort des Theologen-Missionsverbandes Österreichs, derzeit in
 Brixen, Südtirol, Priesterseminar.

Rechenschaftsbericht des Vorortes des Th. M. Vb. Ö. über das Schuljahr 1916/17.

Brixen, 30. Mai 1917.

Dem Vorort Brixen oblagen in diesem
 Schuljahre hauptsächlich drei Aufgaben:

1. die bisher geschaffenen Grundlagen
 weiter auszubauen;

2. einen möglichst regen Verkehr und
 Gedankenaustausch der Vereine unterein-
 ander und dem B. D. gegenüber herzu-
 stellen;

3. auch andere Seminarien für unseren
 Verband zu gewinnen und die Priester
 auf unsere Bewegung aufmerksam zu
 machen.

1. Nachdem durch den früheren B. D.
 die Satzungen des Verbandes festgelegt
 und im Entwurf einer „Geschäftsord-
 nung“ für den Th. M. Vb. im Juni-Juli-
 Heft des „Stern der Neger“ den Vereinen
 zur Begutachtung vorgelegt worden war,
 war es die Aufgabe des Vorortes Brixen,
 diesen Geschäftsordnungsentwurf von den
 Vereinen besprechen zu lassen und dann zu
 fixieren. Auf Grund der eingelaufenen
 Antworten wurden mehrere Verbesserun-
 gen angebracht und den Vereinen durch ein
 Rundschreiben bekanntgegeben. Im Feber-
 März-Heft erschien dann die definitive Ge-
 schäftsordnung. Nur der Teil über den

„Vertretertag“ wurde vorläufig fortgela-
 ssen, da er noch mancher Verbesserungen bedarf.

Außerdem war es noch notwendig, die
 innere Führung der Vorortsgeschäfte nä-
 herhin zu regeln. Es wurden unter den
 Mitgliedern des Vorortsvorstandes die Ar-
 beiten zweckmäßig verteilt; ferner wurden
 die nötigen Geschäftsbücher für den Vorort
 eingestellt.

2. Die zweite Aufgabe des Vorortes be-
 stand darin, einen möglichst regen Verkehr
 der Vereine untereinander und mit dem
 Vorort herzustellen. Ist es ja der Zweck
 des Verbandes, durch gegenseitigen Gedan-
 kenaustausch einander möglichst zu stützen
 und zu fördern.

Der Verkehr der Vereine mit dem Vor-
 ort wurde geregelt durch die diesbezüglichen
 Punkte der G. D. (§ 4), in denen bestimmt
 wird, daß jeder Verein jährlich zu Beginn
 des Schuljahres eine Anmeldung (enthal-
 tend die Adresse des neuen Vorstandes und
 die Mitgliederzahl) und zu Ende eines je-
 den Semesters einen kurzen Vereinsbericht
 an den Vorort zu senden habe.

Der Gedankenaustausch der Vereine
 untereinander wurde besonders gefördert

durch die Veröffentlichungen im „Stern der Neger“, dessen Redaktion uns in sehr zuvorkommender Weise monatlich 4 bis 6 Seiten freigab. Es erschienen darin (seit Mai 1916): Vereinsberichte, Besprechungen praktischer Vereinsfragen, Vorschläge usw. Den Zweck der gegenseitigen Förderung hatte besonders die Rundfrage: „Wie arbeiten unsere Missionsvereine?“, die der Vorort zu Beginn des Jahres an alle Vereine ergehen ließ. Aus den Antworten auf dieselbe wurde dann im „Stern“ ein längerer Artikel zusammengestellt (Feber—Juni).

Der Erfolg dieser gegenseitigen Fühlungnahme blieb nicht aus. Kein Verein stellte, Gott sei Dank, seine Tätigkeit ein, obwohl die Verhältnisse oft sehr schwierig waren. Besonders hervorzuheben sind die Seminare Budweis, Königgrätz, Leitmeritz und Klagenfurt, die trotz der ungünstigsten lokalen Verhältnisse tapfer ausgehalten haben.

Die Vereine stellten aber nicht nur ihre Tätigkeit nicht ein, es wurden vielmehr, wie aus den Semesterberichten der Vereine zu ersehen ist, in jedem Verein Verbesserungen geschaffen.

3. Die kriegerischen Verhältnisse brachten es notwendigerweise mit sich, daß sich der Vorort mehr darauf beschränken mußte, das bisher Vorhandene zu erhalten, als für die Verbreitung unseres Vereinsgedankens in weitere Kreise zu arbeiten. Einiges konnte aber auch hier geschehen. In Weidenau wurde der Missionsverein, der bisher dort bestand, wieder errichtet und neu organisiert. („Stern der Neger“ Nr. 4.) — Die Einladung des Vorortes an verschiedene österreichische Seminare, die bisher dem Verbande noch nicht angeschlossen sind, sich, soweit es eben die jetzigen Verhältnisse gestatteten, irgendwie für die Missionen zu betätigen und mit dem

Verbande in Fühlung zu treten, wurden nur von zwei Seiten aufgegriffen. In Innsbruck kam es zur Gründung eines Missions-Studienzirkels, der aber bisher noch nicht an den Verband angeschlossen ist. Eine neue Art der Verbindung mit dem Vororte wurde in Brünn geschaffen. Da es dort wegen der geringen Zahl der deutschen Theologen (4) nicht möglich war, einen eigenen Missionszirkel zu errichten, wurde eine „Missionsvertretung“ geschaffen. Einer der ehrwürdigen Herren Theologen tritt als „Missionsvertreter“ des Seminars Brünn mit dem Vorort in Verkehr und sendet die Berichte ein. Hoffentlich gelingt es nächstes Jahr, diese Einrichtung auch in anderen Seminarien einzuführen, damit alle österreichischen Seminare wenigstens durch einen Vertreter mit dem Theologen-Missionsverbande in Verbindung stehen, solange die Gründung eines eigentlichen Vereines nicht möglich ist.

Da die ganze Theologen-Missionsbewegung naturgemäß den Zweck hat, einen missionseifrigen Klerus heranzubilden, mußte es sich der Vorort angelegen sein lassen, daß unsere Missionsbewegung auch in Priesterkreisen bekannt werde und daß auch die in die Seelsorge tretenden Mitglieder der Theologen-Missionsvereine noch in einiger Fühlung mit ihren Vereinen bleiben.

Zu diesem Zwecke wurde eine große Anzahl von Probenummern des „Stern der Neger“, die uns das Missionshaus Willand gratis zur Verfügung stellte, an frühere Mitglieder aller Missionsvereine versandt. Sehr viele davon abonnierten daraufhin das Blatt. Auch suchte der Vorort mit Seelsorgern, die sich früher als Theologen eifrig für unseren Verband betätigt hatten, in Verkehr zu treten, um aus ihren Erfahrungen zu lernen.

Besonders aber suchte der Vorort den Kontakt der Priester mit dem Verein und dem Verband dadurch herzustellen, daß er den Vorschlag St. Florians bezüglich des Anschlusses der in die Seelsorge tretenden Mitglieder an den Verein überall zur Durchführung zu bringen suchte. Dank dem großen Eifer und Verständnis der einzelnen Vereinsleitungen ist dieser Vorschlag auch in fast allen Seminarien in die Tat umgesetzt worden.

Die Geldgebarung war folgende:

Einnahmen (Vereinsbeiträge)	K 29,06;
Ausgaben (zur Anschaffung der Geschäftsbücher und für Porto)	K 24,28;
	<u> </u>
Aktivrest	K 4,78.

NB. Bei Bemessung des Mitgliederbeitrages wurde folgende Skala zugrunde gelegt: für je 10 (interne) Mitglieder 1 K (Minimum 2 K).

Damit beschließen wir das fünfte Verbandsjahr mit innigem Dank zu Gott, der unsere Arbeiten gesegnet, auch mit herzlichem Dank allen Vereinsleitungen gegenüber, deren unverdrossener Mitarbeit wir zum großen Teil die heuer errungenen Erfolge verdanken. Möge unser junger Verband auch in Zukunft alle Stürme bestehen und ungebrochen aus denselben hervorgehen; möge er sich zu einem mächtigen, herrlichen Baum entwickeln und herrliche Blüten und Früchte tragen!

Welchen Nutzen bringt die Missionsarbeit dem Seminaristen?

Reiche Arbeit erwartet den Kandidaten des geistlichen Standes, wenn er ins Priesterseminar eintritt. In verhältnismäßig kurzer Zeit soll er hier sich gründlich vorbereiten auf seinen hehren Beruf. Darf er also einen Teil der ihm zur Verfügung stehenden Zeit dazu benützen, die Tätigkeit der Glaubensboten in den Heidenländern mit seinem geistigen Auge zu begleiten, die Missionen zu fördern, soviel in seinen Kräften steht? Mit anderen Worten: Dient die Mitarbeit am Missionswerk dem Seminaristen dazu, im Priesterberuf innerlich vorwärtszukommen? Zwei Aufgaben vor allem obliegen dem Kandidaten des geistlichen Standes: unermüdbliches Streben nach eigener Vervollkommnung und theoretische wie praktische Vorbereitung auf äußeres seelsorgliches Wirken. Missionsinteresse bringt ihm also dann wahren Nutzen, wenn es auf diesen beiden Wegen voranhilft.

„Worte belehren, Beispiele reißen hin.“
Der Seminarist liest von der aufopfernden

Selbstlosigkeit der Missionäre, erfährt, wie junge Männer aus Eifer für Gottes Ehre die Heimat verlassen, um das Wort des göttlichen Heilandes: „Geht hin in alle Welt und verkündet das Evangelium!“ buchstäblich zu erfüllen. Die Vorsätze und Lehren, die er aus der Betrachtung geschöpft, erhalten neues Leben und Frische, wenn er vom rührenden Eifer der Bekehrten liest, die unter den schwierigsten Umständen ihre Pflichten erfüllen. Der ganze Mensch gehört da Gott, kindliches Vertrauen auf Gottes Güte kennzeichnet die Gläubigen in den Missionsstationen. Wie kann man auch die Glaubensgnade besser schätzen lernen und wann erfüllt inniger Dankbarkeit gegen Gott das Herz, als wenn man erwägt, daß man in früher Kindheit schon von frommen Eltern unterrichtet worden, während so vielen armen Heiden das Licht des wahren Glaubens noch nicht gebracht ward. Unerkennende Bewunderung erfüllt das Herz, wenn da ein Missionär berichtet, wie seine Katechi-

sten auf den größeren Teil ihres Gehaltes verzichten, nur damit das Missionswerk nicht nachlasse und an Umfang verliere. Die Missionäre befeelt Heldensinn, der Begeisterung weckt in der Brust des Seminaristen, ihn ermuntert, die Opfer gern zu tragen, welche das gemeinsame Leben fordert, und neuer Mut und Freude senkt sich in sein Herz.

In der Zeit der Ferien bietet sich ein anderes Feld der Tätigkeit ihm an. Da gilt es, das Werk der Glaubensverbreitung auch materiell zu unterstützen, Abnehmer zu gewinnen für Missionszeitschriften und Teilnehmer für den Meßbund. Wo immer er kann, da spricht so der Theologiestudent ein bittendes Wort für die Missionen und lernt, auch ein Apostel zu werden. Seine Geduld, Demut, sein Mut wird mancher Prüfung unterzogen, er wird zu freundlichen und doch eindringlichen Bitten angeregt. Kurz gesagt, der Seminarist übt sich, Hausseelsorge zu treiben, einzuwirken auf das Gemüt des Volkes in religiösem Sinne. Da gewinnt er eine edle geistige Selbständigkeit, mutiges Auftreten für die Sache der heiligen Kirche. Er macht die Wahrnehmung, wie herzlich unschuldiger

Kindersinn Anteil nimmt an dem Schicksal armer Heidenkinder — ein bedeutsamer Wink für den späteren Katecheten.

Nicht zu verkennen sind schließlich die mannigfachen Vorteile, die dem Förderer des Missionswesens aus dieser Tätigkeit für seine wissenschaftliche Ausbildung erwachsen. Seine Phantasie füllt sich mit edlen Bildern, sein religionsgeschichtliches Wissen wird bereichert. Der Missionär, der in den Sagen der Heidenvölker die Spuren der Uroffenbarung findet, kann dem apologetisch sich ausbildenden Seminaristen manch wertvolle Anregung geben. Die Zeit ist somit nicht unnütz verbracht, die der Priesterkandidat der Missionsarbeit widmet, manche sonst freie Minute auf diese Art verdienstlich zu gestalten für die Ewigkeit.

Unverdroffen denn ans Werk, jugendlicher Arbeiter im Weinberg des Herrn! Schärfe dein Auge, erweitere deinen Blick für die Interessen der heiligen Kirche in fernen Ländern, wo noch Millionen von Menschen, die auch nach ewigem Glück hungern, des wahren Glaubens ermangeln, noch keine wirklichen Glieder der katholischen Kirche sind.

Verzeichnis praktischer Missionschriften.

Im folgenden soll ein kleines Verzeichnis einiger praktischer Missionschriften geboten werden; wir führen vor allem solche Schriften an, die dem Priester in der Seelsorge als Hilfsbücher dienen können; dann auch solche, die sich zur Massenverbreitung unter dem Volke gut eignen. Wir machen dabei durchaus nicht auf Vollständigkeit Anspruch und sind allen Missionshäusern und Buchhandlungen sehr verbunden, die uns auf weitere Schriften aufmerksam machen und uns solche zusenden.

I. Hilfsbücher für die externen Mitglieder in der Seelsorge.

1. Missionsverlag der Stehler Missionäre (St. Rupert, Post Bischofshofen, Salzburg):

P. G. Fischer S. V. D.: Jesu letzter Wille (Gedanken über die Heidenmission), Preis K 1,70.

P. A. Freytag S. V. D.: Das katholische Missionsfest, Hilfsbüchlein und Materialsammlung zur Veranstaltung von Missionsfesten, K 2,—.

P. Friedr. Schwager S. V. D.: Die ka-

tholische Heidenmission der Gegenwart (Überblick), 4 Hefte.

Von demselben: Die katholische Heidenmission im Schulunterricht, Hilfsbuch für Katecheten und Lehrer, K 2,65.

P. K. Streit S. V. D.: Katholischer Missionsatlas, K 11,90.

P. G. Wegener: Opferleben und Opfertod, Lebensbilder katholischer Missionäre, K 1,90.

2. Herdersche Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. Br.:

P. Streit O. M. J.: Führer durch die deutsche Missionsliteratur, Mk. 3,—.

P. M. Guonder S. J.: Die Mission auf der Kanzel und im Verein, Sammlung von Predigten, Skizzen und Material über die katholischen Missionen.

Von demselben: Bannerträger des Kreuzes, Lebensbeschreibungen berühmter Missionäre, 2 Bände.

P. D. Heinz O. Cap.: Religionsunterricht und Heidenmission.

Steph. Jak. Neher: Der Missionsverein oder das Werk der Glaubensverbreitung.

Erzabt N. Weber (St. Ottilien): Menschenjorge für das Gottesreich, Gedanken über die Heidenmission.

3. Missionsverlag St. Gabriel, Post Mödling, Niederösterreich:

Erste Theologenmissionskonferenz in St. Gabriel, K 1,—.

4. Verlag der Kinderfreund-Anstalt, Innsbruck:

Em. Huch: Ein großes Glück und eine heilige Pflicht, Gedanken über die Heidenmission.

Handbüchlein des Werkes der heiligen Kindheit.

5. St.-Petrus-Claver-Sodalität, Salzburg, Dreifaltigkeitsgasse 12:

Vortragskizzen für Missionspredner, drei Hefte zu 80 h.

P. D. Heinz: Kinder- und Jugend-Missionsbewegung, 20 h.

Verschiedene Missionspredigten und Vorträge. Einzelne Ausgabe zu 10 h.

II. Missionschriften zur Verbreitung unter dem Volke.

Verlag Herder, Freiburg i. Br.:

Aus fernen Landen, Sammlung spannender Missionserzählungen für Jugend und Volk (in einzelnen Ausgaben).

Verlag St. Rupert, Post-Bischöfshofen, Salzburg:

P. Fischer: Mit Herz und Hand fürs Heidenland, begeisterndes Werbeschriftlein, 15 h, zur Massenverbreitung.

Von demselben: Christus ruft, Einladung zum Missionsberuf, 15 h.

Verlag der St.-Petrus-Claver-Sodalität, Salzburg, Dreifaltigkeitsgasse 12:

Eine Reihe von interessanten Missionserzählungen für die Jugend in verschiedenen Sprachen und einzelnen kleinen Ausgaben zu 10 bis 20 h. (B. B. Skapulier der Sklaven, Geschichte der kleinen Maria usw.)

Die Aufgabe der katholischen Frauen am Missionswerk, 10 h.

Das Apostolat der marianischen Kongregationen hinsichtlich der Heidenmission, 20 h.

Missions-Theater und -Szenen der St.-Petrus-Claver-Sodalität:

Kleine Hilfs-Missionärinnen, Weihnachtsspiel, nur Mädchenrollen, 30 h.

Wie kann man Neger weißwaschen?, Schauspiel für Kinder, 20 h.

Der Ruf Gottes, religiöses Drama in einem Akt (nur weibliche Rollen) 40 h.

Zaida, das Negermädchen, Volksdrama in 5 Aufzügen, K 2,—.

Spanien von Besendorfer, die Schilderung der Waerkapelle von Harter, das Prämonstratenserkloster Schlögl mit vielen Bildern, Der Herrgott von Innichen, Humoristisches aus dem Schul- und Kinderleben vom Redakteur, eine feinstilisierte Lebensstizze über die heilige Katharina von Siena, Bartholomäus Holzhauser (mit Bild), Ein tapferer junger Leutnant, die Erzählungen Gottesruf von Henriette Brey und Komm' heim von Berberich, tief empfundene Gedichte, die stets interessante Weltrundschau von P. Wolfgang Stoder, Literatur usw. Gesamtzahl der Bilder 37. Die Zeitschrift tritt demnächst in den 25. Jahrgang.

Illustrierte Frauenzeitschrift „Elisabeth-Blatt“ (Verlagsgesellschaft Linz, jährlich 12 Hefte K 2 76; nach Deutschland K 3 30) hält auch im Kriege durch und bringt den Frauen in dieser schweren Zeit viel Trost, gute Anregungen und eine Anzahl praktischer Winke neben trefflichem Unterhaltungsstoff. In den beiden letzten Heften finden wir den Artikel: Das Spielen mit der Puppe von Remagen, Habsburgs Töchter von Hermine Proschko, Ein Blütenstrauch aus dem Wundergarten begnadigter Frauen von Besendorfer, Wichtiges über den Alkohol vom ärztlichen Mitarbeiter Doktor Mayer, einen praktischen Artikel über Zimmerblumen, Bischofsworte an die katholischen Frauen und Kinder, Der heilige Klemens Hofbauer im Dienste der Himmelskönigin von Viersberger, die Erzählung Mein Kind, es wird dir Segen bringen, Tagebuchblätter einer jungen Mutter von P. S., Traunkirchner Fronleichnamstag von Karl, Welche Gefahren drohen dem Hundeliebhaber, die farbenprächtige Reisestizze Auf der Frühlingsjuche von Anna Esser, ein reicher Modens, Handarbeits- und Wäscheteil, die Rubriken: für Küche und Keller, Frauenarbeit im Kriege, Frauen-Weltrundschau, praktische Anbauung von Notgemüse. 38 Illustrationen. Die Zeitschrift kann noch immer bestellt werden.

Benzigers Bruchzeit-Bücher. Ins Feld und für daheim. Eine Sammlung guter Novellen, Erzählungen und Humoresken. Handliche Hefte in zweifarbigen Umschlag, geheftet und beschnitten.

I. Folge. Nr. 14. „Auf den Spuren des Kampfes.“ Erlebnisse aus dem Etappengebiet der Nemen-Armee von E. Moriton. — Nr. 15. „Der Heckenjäger“ und andere Kriegserzählungen aus der Wallonie und Flandern von R. Fabri de Fabris. Preis jedes Heftes 20 Pf. (2 1/2 Gts.). Bei Partiebezug entsprechende Preisermäßigung.

II. Folge. Nr. 7. „Das Recht der Toten.“ Ein Friedensbild aus der Kriegszeit von Maurus Carnot. — Nr. 8. „Der gspassige Herr.“ Die Geschichte eines Einsamen von Sophie von Klinsberg. Preis jedes Heftes 30 Pf. (3 1/2 Gts.). Bei Partiebezug entsprechende Preisermäßigung. Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G., Einiebeln, Waldshut, Adln a. Rh., Straßburg i. G.

Vier neue Nummern von „Benzigers Bruchzeit-Bücher“ — sie erscheinen eben recht, um dem in diesen Tagen wieder laut und dringlich sich erhebenden Ruf der Feldgrauen nach Lesestoff zu begegnen. „Benzigers Bruchzeit-Bücher“ setzen der trüben Flutwelle moderner Schundliteratur einen mächtigen Damm entgegen. Wer für ihre Verbreitung sorgt, dient einer edlen Sache.

Die Kinderzeitschrift „Kleines Ave Maria“ (jährlich 12 Nummern K 1 36, Verlag Verlagsverein Linz) hat schon gegen 40.000 Abonnenten gewonnen. Das Aprilheftchen bringt: Frühlings-erwachen, Das patriotische Ministrantenbübchen, Zur 17ten heiligen Kommunion, Napoleon auf St. Helena, Das Märchen vom Marienkind, die heitere Erzählung Schuster Lisls blonder Niesenzopf, Die Königstochter vom Rhein. Das Maiheftchen bringt eine Reihe von lustigen und heiteren Beiträgen, alle von hervorragenden Kinderchriftstellern verfaßt.

Eine Antwort des Papstes Benedikt XV. an die General-Leiterin der St.-Petrus-Claver-Sodalität.

Wie alljährlich hat die General-Leiterin der St.-Petrus-Claver-Sodalität, Gräfin Ledóchowska, dem Papste durch den Staatssekretär Kardinal Gasparri die gebundenen verschiedensprachigen Jahrgänge des „Echo aus Afrika“ übermitteln lassen und gleichzeitig einen Bericht über die Tätigkeit und die Erfolge der St.-Petrus-Claver-Sodalität im abgelaufenen Jahre erstattet. Nun hat Gräfin Ledóchowska, wie aus Wien berichtet wird, über Zug nachstehende Antwort vom 31. März erhalten: „Dem in ihrem Briefe vom 1. d. M. zum Ausdruck gebrachten Wunsche habe ich gerne entsprochen und Sr. Heiligkeit die gesandten Druckschriften übermittelt als ein Zeichen der Huldigung seitens der St.-Petrus-Claver-Sodalität, deren verdienstvolle General-Leiterin Sie sind. Gleichzeitig habe ich dem Heiligen Vater sehr gern all das mitgeteilt, was Sie mir im besagten Brief über die schönen reichlichen Gaben berichteten, die

die genannte Vereinigung ungeachtet der durch die gegenwärtige traurige Weltlage verursachten Schwierigkeiten auch im vergangenen Jahre aufzubringen vermochte.* Dem Herzen des Stellvertreters Jesu Christi haben diese frohen, tröstlichen Nachrichten großen Trost bereitet. Er freut sich mit Ihnen und allen eifrigen Personen, die, sei es durch ihre Tätigkeit oder durch ihre Almosen, zur Erreichung des edlen Zieles der frommen, Wohltaten spendenden Sodalität beitragen. Was die Beteuerungen kindlicher Liebe und ergebenen Anhänglichkeit betrifft, die Sie demütig am Throne des erhabenen Oberhirten niederlegten und in denen Sie sowohl Ihre als der ganzen Vereinigung Gefühle zum Ausdruck brachten, so wurden

* Wie uns aus Salzburg mitgeteilt wird, betragen die Gesamteinnahmen im Jahre 1916: 867.298 K 41 h (1915: 448.867 K 82 h), d. i. eine Mehreinnahme von 418.430 K 59 h, also fast eine Verdoppelung. Ann. d. Red.

dieselben mit besonderem Wohlwollen von Seiner Heiligkeit aufgenommen. Der Heilige Vater spricht Ihnen Frau General-Leiterin, durch mich seinen lebhaftesten Dank aus und erteilt als Beweis

seiner väterlichen Liebe sowohl Ihnen als jedem einzelnen Mitglied Ihrer verdienstvollen Sodaltät aus ganzem Herzen den erbetenen Apostolischen Segen."

Für Knaben, welche Ordens- und Missionspriester werden wollen.

In unserem

Xaverianum in Mailand bei Brigen

werden brave und talentierte Knaben aufgenommen und zu Missionspriestern herangebildet.

Bedingungen der Aufnahme:

1. Selbständige Neigung und sonstige Zeichen des Berufes zum Ordens- und Missionspriesterstand.
2. Gelehriger, lebhafter, offener Charakter; energischer, standhafter, opferfreudiger Wille; sittliche Unverdorbenheit.
3. Gesundes Urteil und gutes Talent das befähigt, leicht und ohne Anstand die ganzen Gymnasialstudien durchzumachen.
4. Gute Gesundheit und kräftiger Bau, frei von körperlichen Fehlern.
5. Alter von ungefähr zwölf Jahren. Für die erste Klasse wird ein Alter nicht unter zehn und nicht über zwölf Jahre erfordert.
6. Pensionsbeitrag nach Uebereinkommen mit den Eltern oder deren Stellvertretern.

Weitere Aufschlüsse werden bereitwilligt vom Obern des Missionshauses erteilt.

Man wende sich vertrauensvoll an die Adresse:

P. Rektor des Missionshauses in Mailand bei Brigen, Tirol



Sebrauchte Briefmarken

und ~~W~~ **Markensammlungen** ~~W~~ werden mit herzlichem „Bergelt's Gott!“ von der Verwaltung des Missionshauses in Mailand bei Brigen entgegengenommen.